

Besprechungen

Jogland, Herta Helena: Ursprünge und Grundlagen der Soziologie bei Adam Ferguson. (Beiträge zur Geschichte der Sozialwissenschaften, hrsg. von F. Bülow, G. Jahn und G. Salomon-Delattre, Heft 1). Berlin 1959. Verlag Duncker & Humblot. 175 S.

Der Streit über den Beginn der Soziologie scheint nuremehr von historischem Interesse zu sein. Von *Comte*, dem sie ihren Namen verdankt und der zeitlebens sich rühmte, sie begründet zu haben, wird kaum mehr gesprochen, sein Unternehmen gilt als verfehlte geschichtsphilosophische Spekulation, nicht als Wissenschaft. Als Wissenschaft datiere sie erst von der Jahrhundertwende ab, seit *Durkheims* Versuch etwa, die Regeln ihrer Methode zu bestimmen; streng genommen sei sie indes erst seit einem knappen Menschenalter ernstzunehmen. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß ihr Gegenstand: die moderne Gesellschaft mitsamt den Gruppen, aus denen sie besteht, und die Arbeitsteilung, Grundlage der Differenzierung ihrer Struktur, ihrer Funktionen sowohl als deren Interdependenz, aber auch die Hinwendung zur Empirie, die Beachtung sozialpsychologischer Befunde, Beobachtung und Vergleich — um nur dieses zu nennen — nicht erst heute thematisch geworden, sondern, wie so vieles andere, dem 18. Jahrhundert verdankt ist, und es ist ein Verdienst der Untersuchung H. H. *Joglands*, die Bedeutung *Fergusons*, dessen Werke einst alsbald übersetzt wurden (und *Comte* so gut wie *Marx* bezogen sich noch auf ihn), gebührend hervorgehoben zu haben.

Nach einem Bericht über sein Leben und Werk gibt J. zunächst eine Analyse der Grundbegriffe, mit denen die schottische Moralphilosophie Mensch und Gesellschaft empirisch zu erfassen suchte, geht dann ausführlich auf die zentrale Kategorie der „menschlichen Natur“, die *Ferguson* von *Hume* übernahm und, da deren nähere Bestimmung den Gedanken des Fortschritts einbegreift, auf die Geschichtsauffassung ein, wonach die „bisher vollkommenste Form“ in der zivilisierten und gebildeten Gesellschaft freier Bürger erblickt wurde (S. 166). Ein sorgfältiges Literaturverzeichnis beschließt das Buch.

Dem Entstehen einer Wissenschaft nachzugehen, lohnt nicht nur deshalb, weil ihre Grundbegriffe, später als allzuschwer oder gar als zu leer verpönt, hier sich noch nicht scheuen, ihren geschichtlichen Ort einzugestehen. Ihrer Naivetät sind Einsichten verdankt, die später verlorengahn oder zu blanker Ideologie geraten. So wird von *Ferguson* die menschliche Natur und das normale Verhalten der Menschen in

eins gesetzt, was zwar auf der einen Seite die eigene bürgerliche Gesellschaft mit jedweder geordneten gleichsetzt, damit zugleich aber auf der andern Seite — und von ihm ausdrücklich hervorgehoben — jeglichen Unterschied zwischen primitiver und moderner Kultur prinzipiell ausschließt: das war zu seiner Zeit ein Sakrileg, heute bloße Phrase. Solchen Überlegungen geht J. nicht nach, aber dadurch, daß daran erinnert wird, daß z. B. damals der Begriff der Moral umfassender war als heute und daß Geschichte „aus philosophischem Anliegen“ geschrieben wurde, gelingt es ihr, die Grundlagen und Zielvorstellungen verständlich zu machen, die den früheren soziologischen Systementwürfen eigentümlich gewesen sind. Nützlich ist ferner die Erinnerung daran, daß die mechanistische Naturauffassung, an die sich heute noch (und wieder) die betont naturwissenschaftlich orientierte Methodologie der Sozialforschung halten möchte, schon im 18. Jahrhundert nicht den einzigen Begriff von Natur ausgemacht hat: *Shaftesburys* Anstrengung, Natur vom Ästhetischen her zu bestimmen, hat (um das anzumerken) nicht nur auf die Romantik und über sie auf *Marx* eingewirkt; sie hat überdies, durch *Humes* Skeptizismus empiristisch gewendet, die Beschäftigung mit der „Natur des Menschen“ angeregt, woraus sich in der Folge „eine Entwicklung soziologischen, psychologischen, anthropologischen und damit auch philosophischen Denkens“ angebahnt hat, „die heute noch, nach 200 Jahren, nicht abgeschlossen ist“ (S. 52). Hierzu hat *Ferguson*, der „das Wissen seiner Zeit zusammenfassen will und dieses noch durch eigene empirische Untersuchungen bereichert“ (S. 126), ein gutes Teil beigetragen. Zurecht ist er durch die Arbeit Frau J.s daher der Vergessenheit entrissen worden; in der Entwicklung der Soziologie gebührt ihm in der Tat ein Ehrenplatz. *Heinz Maus-Marburg/Lahn*

Marxismusstudien, Dritte Folge. Beiträge von L. Landgrebe, I. Fetscher, E. Thier, Th. Ramm, herausgegeben von Iring Fetscher. (Schriften der Evangelischen Studiengemeinschaft, Band 6.) Tübingen 1960. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VI, 221 S.

Auch dieser Band der „Marxismusstudien“ bietet wieder lesenswerte Beiträge. Sorgfältig geht Ludwig *Landgrebe* dem „Problem der Dialektik“ bei Hegel und Marx nach; er hebt hervor, daß Dialektik bei Marx nicht als eine „Lehre von der Gesetzmäßigkeit eines bewußtlosen Geschehens“ (S. 51), nicht als „Bewegungsgesetz einer an sich bestehenden Naturmaterie“ (S. 52) verstanden werden darf, wozu sie erst bei Engels degeneriert und inzwischen zum stalinistischen Glaubensdogma geworden ist. Mißverständlich ist die Ansicht, daß Marx' Position „tief in der gesamten Tradition des metaphysischen Denkens“ wurzle (S. 55), weil philosophisches Denken nicht ohne weiteres mit metaphysischem gleichzusetzen ist. Wenn statt des absoluten Geists der „Produktionsprozeß der Menschengattung“ von Marx als das Substantielle aller Geschichte angesehen wird, so ist damit die Menschengattung keineswegs an die Stelle Gottes gesetzt; die Behauptung, Marx

habe, weil er von Gott absehe, „wider seine eigene Absicht den Grund zur Möglichkeit totalitärer Herrschaft gelegt“ (S. 63) ist eine Anmaßung. Denn es bedarf keines „Widerscheins göttlicher Vernunft“. um die „Forderung der Freiheit aller als ein Anspruch des Menschen qua Menschen“ zu begründen; sie verwirklicht sich freilich nicht von selbst, und mit der bloß inneren ist es nicht mehr getan. Ein modischer Irrationalismus spricht sich, *Landgrebe* vielleicht nicht bewußt, in den Schlußsätzen seines Beitrags aus: die Begriffe, die wir uns bilden, um mit ihrer Hilfe unsere Welt und ihre stete Veränderung zu verstehen, an der wir durch unser Tun und Lassen teilnehmen, sollen nicht solche sein dürfen, die uns „wissenschaftliche Sicherheit hinsichtlich der Möglichkeiten des Handelns geben“; sie sollen uns nurmehr „Freiheit geben zum verantwortlichen Handeln im jeweiligen Augenblick der Geschichte“ (S. 65). Hegel dachte anders.

I. *Fetschers* große Abhandlung über „das Verhältnis des Marxismus zu Hegel“ geht verhältnismäßig kurz auf das von Marx selbst zu Hegel ein und auch nur kurz auf das einiger führender Theoretiker der zweiten Internationale, da sich mittlerweile jedenfalls im Westen herumgesprochen hat, daß hier die Marxsche Theorie „auf das Niveau einer positivistischen Tatsachenwissenschaft gebracht“ (S. 95), die Theorie von der Praxis getrennt wurde. Eine neue Wendung zu Hegel ist dann bekanntlich durch Lenin vollzogen worden. Ausführlicher wird auf Korsch, Lukacs, Bloch und auf die stalinistische Kritik zumal an den beiden letzteren eingegangen, wobei zwischen der Hegel-Feindschaft der Sowjetideologen und der dahinter meistverborgenen Aversion gegen den sog. „jungen Marx“ unterschieden wird, dessen „humanistische Ethik“ sich allerdings den „Kategorien des Herrschaftswissens“ (S. 168) nicht recht fügt.

Den Beschluß des Bandes bildet ein Beitrag E. *Thiers* über den Klassenbegriff bei Marx, der nicht viel neues bringt, und eine recht genaue Darstellung des Verhältnisses von Lassalle und Marx durch Th. *Ramm*, wobei dieser m. E. zurecht nicht vom Urteil Engels' über Lassalle, sondern von Marx ausgehend den sachlichen, damit zugleich den theoretischen wie praktisch-politischen Gegensatz herauszuarbeiten vermag. Wenngleich *Ramm* meint, daß „die frühere Alternative Marx oder Lassalle nicht mehr besteht“ (S. 186), so treibt ihn doch nicht bloß das Interesse des Historikers, mit beiden sich zu befassen; er will „am Beispiel zweier großer Revolutionäre, die sowohl Politiker als auch Gelehrte waren“, „der politischen Wissenschaft die Verbindung von Theorie und Handeln“ zeigen.

Heinz Maus-Marburg/Lahn

Viñas y Mey, Sr. J. Carmelo: El Pensamiento filosófico alemán y los orígenes de la sociología. Madrid. Real Academia de Ciencias Morales y Políticas, 181 S.

Bei der vorliegenden Arbeit über die deutsche philosophische Grundkonzeption und den Ursprung der Soziologie handelt es sich um die erweiterte Antrittsrede, die der Autor, der inzwischen als Ordi-

narius für Soziologie an der Universität Madrid zugleich Direktor des dortigen „Balmes“-Institutes für Soziologie geworden ist, anlässlich seiner Aufnahme als ordentl. Mitglied in die spanische „Kgl. Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften“ gehalten hat. Der Verf. hat sich dabei zum Ziel gesetzt, den historischen Beitrag aufzuzeigen, den die deutsche Philosophie für die Entstehung und erkenntnismäßige Begründung der „neuen“ Wissenschaft der Soziologie geleistet hat.

Alles soziologische Denken war in seinen Anfängen mehr am Studium der historischen Entwicklung der Gesellschaft und der sich dabei ergebenden historischen Entwicklungsgesetze dieser Gesellschaft orientiert. Alle soziologische Methode war anfangs vor allem historische — um mit Comte zu sprechen — „positive“ Methode und hierbei wiederum hauptsächlich auf die historische Entwicklung des Generationenproblems abgestellt. So kam es, daß die Soziologie bei ihrer Entstehung hauptsächlich als historische Spezialwissenschaft gesehen und behandelt wurde, nicht zuletzt auch die Wissenssoziologie. Das Verdienst für diese historische Auffassung und Ausrichtung der Soziologie hat man bisher gemeinhin August Comte zugeschrieben, obwohl dieser in seinen Lehren meist nur wiedergegeben hat, was nach Viñas „Frucht des geistigen Bewußtseinszustandes seiner Zeit“ war, so daß G. v. Below mit Recht Comte nur „einen schädlichen Vogel“ genannt habe, „der sich in verderblicher Weise in dem Baum der Soziologie eingenistet hat“, zumal auch Comtes bewußtes Gesetz der drei Stadien in seiner geistigen Urheberschaft weniger „comtianisch“ sei als gemeinhin angenommen werde. Die Comtesche Lehre wurde so nur, erklärt Viñas, das „amorphe“ Konglomerat der Gedankengänge der verschiedenen Autoren der damaligen deutschen Geistesepoche, „ihr doktrinäres Werkzeug, ihr willfähriger Empfänger, ihr Sprachrohr“ (S. 8). Ja, die Soziologie wäre nach Viñas auch entstanden und in ihren ersten Jahrzehnten in dem sich uns heute retrospektiv darbietenden Sinne fortentwickelt worden, „wenn St. Simon und Comte gar nicht existiert hätten“ (S. 8); denn „die klassische Soziologie ist ein gemeinsames Produkt der Strömungen des Idealismus in seinen verschiedenen Modalitäten, der Romantik, der historischen Schule, des Traditionalismus und der neuen Sozialbiologie . . .“ (S. 8). Die Grundkonzeptionen der von diesen Strömungen ausgelösten großen Geistesbewegungen seien es somit, die als „Quellen, als Wurzel und Fundament für die Hauptprinzipien der neuen soziologischen Wissenschaft“ gedient haben. D. h. konkret ausgedrückt: nicht Comte, sondern die wahren Urheber dieser damaligen geistigen Strömungen wie hauptsächlich Herder, Kant, Fichte, Schelling und Hegel müssen gemäß unserem Autor als eigentliche Vorläufer und Pioniere der „klassischen“ Soziologie angesehen werden. Diesen Beweis im einzelnen zu führen, wird so geradezu zum Hauptanliegen des Autors.

Der Comtesche Positivismus, der sich als neues Evangelium anpreise, versuche im Grunde nur die Umwelt mehr durch den (sc. ideal

denkenden) Menschen als umgekehrt den Menschen durch die Umwelt zu erklären. Damit weise sich Comte aber im Grunde nur als ein französischer Hegel aus, der über den Umweg des Positivismus zum Idealismus gefunden habe, der die Intuition des (Kantschen) Apriori und das Prinzip anwende, „vom Ganzen zu den Teilen“ vorzudringen, nachdem er vorher erst umgekehrt *a priori* die Kenntnis des Ganzen aus den Teilen geschöpft habe. Auf diese Weise versuche er auch die Natur-Umwelt durch die jeweilige Geisteseinstellung der Menschen zu erklären und offenbare sich durch solche Bevorzugung der subjektiven gegenüber der objektiven Erkenntnismethode trotz seines ausgesprochenen „Horrors“ vor jeder Metaphysik im Grunde geradezu als *Schöpfer* universellen metaphysischen Denkens, kurz als großer „Scholastiker“ (S. 9).

Den Beweis für diese These versucht V. dann im einzelnen durch Herausarbeitung der vor allem das entscheidende Ich-Umwelt-Verhältnis betreffenden erkenntnistheoretischen Anschauungen von Herder, Kant und Fichte zu liefern, während die übrigen deutschen Denker der damaligen idealistischen Geistesrichtung wie Schelling, Hegel usw. erst einer späteren Studie vorbehalten bleiben sollen.

Um es vorweg zu nehmen, man kann zu diesem ebenso originellen wie äußerst gründlichen Bemühen des Verf. wohl mit Recht sagen, daß es im großen und ganzen als gelungen angesehen werden darf.

Es ist nicht genügend Raum, dem Leser zur Erhellung dieses vom Autor eingeschlagenen Beweisganges dessen einzelne Etappen und Prozeduren hier vorzuführen. Wir müssen uns daher im folgenden auf die wichtigsten Grundgedanken seiner Argumentation beschränken: Der Verf. entwirft zunächst ein beredtes Bild von den damaligen geistigen, philosophischen und weltanschaulichen Strömungen des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts. Damals sah man vor allem in den „idealen“ Lebenswerten das eigentliche Stimulans und Leitmotiv aller gesellschaftlichen Entwicklung, wobei die geistigen und psychischen Kräfte der „menschlichen Natur“ bewußt in den Vordergrund geschoben wurden, weil man glaubte, gerade sie trügen hauptsächlich zur „inneren Reife“, zur Selbstschöpfung, Selbstbildung und Selbstbestimmung alles gesellschaftlichen Werdens bei. Die höchste Realität solchen gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses erblickte man auf Grund der Hegelschen „Dialektik“ in der ständig zunehmenden Entfaltung des menschlichen „Geistes“, und zwar in seiner stets fortschreitenden Selbstverwirklichung und Selbstentwicklung als menschliche „Idee“ als solcher, welche Hegel auch „absoluter Geist“ nannte. Dieser absolute, alle gesellschaftliche Entwicklung tragende (Vernunft-) Geist konkretisiert sich in drei Haupttypen der sog. „Entäußerung“ nach dem Schema der dreistufigen Gliederung: Thesis, Antithesis, Synthesis, welcher die drei Hauptstadien der Selbstentfaltung der menschlichen Vernunft als 1. subjektiver, 2. objektiver, und 3. wieder zu sich selbst zurückfindender und dabei sich selbst hinreichend begreifender

(Vernunft-) Geist entsprechen. Diese von Hegel so unterschiedenen drei Hauptstadien alles — auch gesellschaftlichen — Geschehens zeigen nun, behauptet Viñas, in ihrem wesentlichen Kern starke Analogien und Ähnlichkeiten mit den von Comte als originelle These verkündeten drei Entwicklungsstadien des menschlichen Geistes in seiner theologischen, methaphysischen, und positiven Erscheinungsform. V. steuert zur Untermauerung dieser zunächst kühn erscheinenden Behauptung wesentliche Beweismittel, besonders aus der Philosophiegeschichte des deutschen Idealismus und Romantizismus bei. Denn jeder soziale Zustand beruht dieser damaligen deutschen philosophischen Grundkonzeption zufolge auf bestimmten sozialen Vorstellungen und jede neue Ordnung kann nur hervorgerufen werden durch eine neue „Idee“ (S. 15), so daß Comte nur wiedergab, was seine Vorläufer, eben die deutschen Idealisten und Romantiker bereits vor ihm behauptet hatten, daß nämlich „die Ideen die Welt regieren“.

Alles Wesen des Menschen und des Menschlichen glaubte man damals eben nur durch die Verfolgung seiner historischen Entwicklung und der in ihr verborgen ruhenden „Gesetze“, insbesondere des sich dabei entfaltenden und fortentwickelnden menschlichen Geistes ergründen zu können. Es ist, sagt der Autor, die so beredte Geschichte des menschlichen und zugleich sozialen Geistes, die damals von den deutschen Idealisten und Romantikern geschrieben wurde, eines Geistes, der sich schließlich mit der Umwelt auseinandersetzt und in seinen geistigen Schöpfungen, Werten und Werken der Menschheit realisiert („objektiviert“) und der diese Werke zugleich lenkt. Ebenso wie für die deutschen Idealisten waren auch für Comte Gegenstand der historischen Betrachtung bloß die Erscheinungsformen des menschlichen Geistes, nicht der Mensch selbst in seiner Ganzheit. Und so ist es kein Wunder, daß Comte in Anlehnung an die damals vorherrschende idealistische Lebensanschauung die Soziologie geradezu als die Geschichte des Fortschritts des menschlichen Geistes definiert. Auch das Generationenproblem sowie der Begriff der gesellschaftlichen Entwicklung bzw. des gesellschaftlichen Fortschritts bleibt bei Comte ebenso wie bei den deutschen Idealisten und Monisten streng auf die bloße Analyse des menschlichen Geistes bzw. des Kollektivgeistes der Menschheit beschränkt, wobei die (Kantsche) Theoretische und Praktische Vernunft nur als verschiedene Ausdrucksformen ein und derselben Vernunft in ihrem Fortschritt zur „Positivität“, d. h. zur faktischen Realisierung erscheinen. Soviel mag genügen, um die Grundtendenz des V.schen Werkes in seinen allgemeinen thematischen Ansätzen und Richtlinien zu kennzeichnen.

Unter ihrer Zugrundelegung befaßt sich dann der Autor in seinem zweiten Hauptteil mit den besonderen idealistischen Anschauungen von Herder, Kant und Fichte im einzelnen, um ihren spezifischen Beitrag zu den soziologischen Grundauffassungen als Vorläufer der Soziologie in concreto herauszustellen. Auf Einzelheiten dieser gewiß sehr interessanten Darstellung können wir hier leider nicht näher

eingehen. Nur soviel sei zu V.s Gesamteinstellung gegenüber seinem Thema noch ergänzend angemerkt: Der Autor begnügt sich meist nur mit einer bloßen Wiedergabe und Gegenüberstellung der jeweils zu vergleichenden philosophischen und soziologischen Grundanschauungen, ohne diese selbst aber einer kritischen Würdigung zu unterziehen. Dies mag in seinem streng „historischen“ Sinn für Unparteilichkeit und Gerechtigkeit begründet liegen. Der moderne, d. h. auf die heutige Zeit blickende Leser wird indes oft eine Übertragung oder nur gewisse Nutzenanwendung der vorgetragenen historischen Ideen auf unsere jetzige soziale Gegenwartssituation in etwa vermissen.

Vor allem sei auf die heute dringend notwendige Unterscheidung farbloser — mehr quantitativ-kollektiv gesehener — „Menschheits“-Entwicklungsvorstellungen gegenüber den uns heute wichtiger, weil aktueller erscheinenden — mehr qualitativ-individuell ausgerichteten — „Menschlichkeits“-Problemen verwiesen. In dieser Hinsicht hätten V. gerade die Herderschen grundlegenden Gedanken über „Humanität“ manche wertvollen Hinweise geben können. Denn für Herder ist alle Geschichte „fortschreitende Entwicklung zur Humanität“. Ja, Humanität ist für ihn der eigentliche „Zweck der Menschennatur“, wobei „Gott unserem Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben hat“. V. behandelt demgegenüber die „humanidad“ im allgemeinen nur als „Menschheit“, nicht in ihrer „Menschlichkeits“-struktur. Dies mag z. T. daran liegen, daß im Spanischen das Wort „humanidad“ sowohl Menschheit wie Menschlichkeit bedeutet. Da beides aber keineswegs miteinander zu identifizieren ist, hätte sich der Autor zwecks Vermeidung von Mißverständnissen es sich m. E. mehr angelegen sein lassen sollen, für „Menschlichkeit“ eine andere spanische Ausdrucksform, vielleicht „carácter humanitario“ zu wählen oder von „lo humano“ anstatt bloß von dem mehrdeutigen „humanidad“ zu sprechen, wie er ja auch gelegentlich die „großen menschlichen Werte“ (Freiheit, Vernunft, Gerechtigkeit usw. [S. 92]) erwähnt. Es fragt sich ja gerade — nicht nur bei den Herderschen Ideen — wie sich aus anfänglich „niederer“ Menschlichkeit die gesamte Menschheit zu „höherer“ Menschlichkeit (mit zunehmender Realisierung jener eben erwähnten „menschlichen Werte“ gemeinhin „Kultur“ genannt) fortentwickelt, und wie dabei das Qualitativ-Persönlichkeitsbildende immer mehr in dem Quantitativ-Kollektiven (heute Massemäßigen!) Eingang findet. Vielleicht ist einer der wichtigsten heute noch gültigen Erkenntnisse der auch von V. zitierte Herdersche Satz: „Die Wechselbeziehung (sc. zwischen dem Ich und seiner Umwelt, nicht also der Monismus beider!) ist die Grundlage aller menschlichen Gemeinschaft.“ (S. 86.) Immerhin stellt V. richtig fest: „Echt romantische Werte sind ... die Wechselbeziehungen zwischen dem Ich und den Anderen, zwischen Ich und Welt und die Ideen der Ganzheit“, wie sie von Schelling, Fichte, Hegel, Novalis, Adam Müller usw. als Vor-Soziologen vertreten wur-

den. Dabei „fügt sich das Individuum in die Gemeinschaft ein und ist zugleich Produkt der Verbindung mit ihr“ (S. 159).

Allerdings läßt sich V, nicht näher darüber aus, *wie*, d. h. vor allem mit Hilfe welches *Mittel*begriffes diese an sich gegensätzlichen Wechselbeziehungen zwischen dem Ich und der Umwelt zu einer „Gemeinsamkeit“ oder gar „Gemeinschaft“ zu führen vermögen. Gerade hierzu hätten ihm aber die von ihm kaum berührten Ansichten des literarisch meist zu stiefmütterlich behandelten Schelling hinreichende Anregungen geboten. Denn gerade Schelling ist es in seinen jungen und mittleren Jahren gewesen, der die Umwelt nicht, wie die meisten Romantiker, im Ich aufgehen ließ (da für ihn die Lebenswirklichkeit als Ganzheit mächtiger ist als die Vernunft des Einzelnen!), sondern Ich und Umwelt auf Grund des prinzipiellen „*Polaritäts*gedankens“ zu einer echten (Lebens-) Gemeinschaft zusammenzuführen suchte. Zwar ist diese „Gemeinschaft“ für Schelling noch das „Absolute“, da für ihn auch die Determinanten aller Gemeinschaft, nämlich Ich und Umwelt, Subjekt und Objekt, Ideales und Reales usw. nur als absolute Größen faßbar sind, welche nicht unmittelbar zueinander finden. Für uns wird heute jene „gemeinsame“ Brücke, die vom Ich zur Umwelt (Du) und von dieser wieder zurück zum Ich führt, vor allem durch die von V. zu wenig — zumal in ihrer „Mittler“-eigenschaft — gewürdigte Menschlichkeit hergestellt, da sie zweifellos die bestmögliche „gemeinsame“ Verständigungsbasis zwischen Ich und Umwelt zu liefern vermag.

Nichtsdestoweniger müssen aber die hier nur kurz skizzierten Ausführungen des Verf., die sonst mit großer Klarheit, bewundernswerter Einfühlungsgabe in die damals vorherrschende Mentalität des deutschen Idealismus und nicht zuletzt mit schlüssiger Beweis- und Überzeugungskraft vorgetragen werden, als äußerst wertvolle Studie eines der deutschen Geist-„Seele“ zugetanen Ausländers gewertet werden, die schon dadurch höchstes Lob und internationale Anerkennung verdient, daß sie dem heute bisweilen noch nach Art und Umfang umstrittenen deutschen Beitrag zur Entstehung unserer „neuen“ Wissenschaft der Soziologie eine objektive und gerechte Würdigung hat zuteil werden lassen. Die deutsche Sozialwissenschaft kann ihren auswärtigen Apologeten nicht minder wie sich selbst zu diesem erfolgreichen Rechenschaftsbericht sowie zu dem weiteren vom Autor auf diesem Gebiet in Aussicht genommenen Unternehmen nur aufrichtig beglückwünschen!

Otto Kühne-Berlin

Becker, Howard: Soziologie als Wissenschaft vom sozialen Handeln.

Auf der Grundlage einer Übersetzung von Helmut Viebrock bearbeitet und herausgegeben von Burkart Holzner. Würzburg o. J. Holzner-Verlag. 402 S.

Der am 7. Juni 1960 gestorbene Howard *Becker* war Professor der Soziologie an der Universität des Staates Wisconsin in Madison. Auf Grund eines mehrmaligen Aufenthalts in Deutschland und Studien

vor allem über *Max Weber* sowie in Köln unter *Leopold von Wiese* und *Max Scheler* war er mit der deutschen sozialwissenschaftlichen Entwicklung gut vertraut und hat viel für die Verbreitung deutschen Gedankengutes in Amerika getan. Nach einer ganzen Reihe von Teil mit anderen Autoren zusammen herausgegebenen Werken legt B. mit der vorliegenden Soziologie sein theoretisches und methodologisches Hauptwerk vor. In der „Einleitung“ hat es *Burkart Holzner* in dankenswerter, eindringlicher Weis unternommen, die denkerische Leistung von B. sowohl entwicklungsgeschichtlich wie systematisch zu umreißen. Die Standortbestimmung des B.schen Denkens im Rahmen der amerikanischen Soziologie führt er in der Weise durch, daß er es mit *Lundbergs* Wissenschaftslehre und *MacIvers* Prinzipien der Sozialwissenschaft konfrontiert, um dann die für B. so charakteristische Haltung in der Wertlehre darzustellen, deren umfassende Bedeutung darin liegt, daß menschliche Wirklichkeit als Wertwirklichkeit aufgefaßt und die den Wertsystemen eigene normative Struktur untersucht wird. Als Auftakt zu der damit gegebenen Problematik sei auf des Verfassers Buch „*Through values to social interpretation*“ (1950) hingewiesen, das als eine soziologische Grundlegung der Werttheorie bezeichnet werden kann und eine Zusammenfassung früherer Schriften ist. Die tragenden Kapitel des vorliegenden Werkes sind eine direkte Übersetzung aus B.s früheren Schriften mit textlichen Änderungen, wie sie sich aus dem Wunsch ergaben, dem deutschen Leser ein möglichst getreues Bild der B.schen Soziologie zu vermitteln, unterstützt durch ein „Glossar“ (S. 376 ff.), das die wichtigsten englischen und deutschen Begriffe durch Angabe des jeweiligen Äquivalents erläutert und, wo notwendig, mit einem kurzen Kommentar oder einer Definition versieht.

Das erste Kapitel des Werkes ist der „Soziologischen Analyse als Wertanalyse“ gewidmet. Es wird in den vom Herausgeber eingefügten Anmerkungen ergänzt durch Übersetzung einer von B. verfaßten Behandlung des Wertbegriffs für ein geplantes Unescolexikon der Sozialwissenschaften, worin mit Nachdruck darauf hingewiesen wird, daß der Wertbegriff zuerst in der Wirtschaftswissenschaft aufgetaucht ist, in der Philosophie zwar seit *Platon* als ein Problem der ewigen oder letzten Werte eine Rolle spielt, eine eigentliche Wertlehre sich aber erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt habe. In Deutschland ist der Wertbegriff durch *Hermann Lotze* in Verbindung mit dem Begriff der Geltung eingeführt worden. Der Verfasser sieht in diesem Abschnitt seine Aufgabe darin, zu zeigen, wie menschliche Bedürfnisse, die das psychische Korrelat der Werte sind, und Werte wachsen, sich miteinander verweben und wie menschliches Verhalten sich in und durch Vergesellschaftung entwickelt. Die Reichhaltigkeit des hier gebotenen Stoffes mag aus den Hauptthemenengruppen, wie sie in den Unterabschnitten analysiert werden, entnommen werden: Werte und Rollen, Selbst und Andere, vier Typen von Mitteln zu Zwecken: 1. Zweckrationalität, 2. sanktionierte Rationalität, 3. tra-

ditionalet Non-Rationalität und 4. affektuelle oder gefühlsmäßige Non-Rationalität, die Ziele selbst: Suche nach 1. Sicherheit, 2. Erwidern, 3. Anerkennung, 4. Neuheitserlebnis. Es folgen Ausführungen über die Verschmelzung der Ziele und dann eine Reihe von Spezialproblemen, über die sich B. oft höchst originell auszulassen versteht.

Das zweite Kapitel ist der Typologie gewidmet. Auf der idealtypischen Methode Max Webers aufbauend, aber über sie hinausgehend, spricht er von „konstruierten Typen“ und „konstruktiver Typologie“. Was B. hier über das Problem des Besonderen und des Allgemeinen, über Historiker und Soziologen, über soziologische Moden und Dogmen, über geistige Werkzeuge und schließlich über seine eigenen konstruierten Typen schreibt, das gehört zum Wertvollsten, was darüber im Schrifttum existiert. Als Kriterium gibt er an: „Der jeweils verfolgte Zweck, die Forschungsabsicht, bestimmt, wie der Typus konstruiert werden muß.“ Den Abschluß bildet ein Aufstieg in die philosophischen Höhen der vorliegenden Problematik mit einem betonten Bekenntnis zum Pragmatismus: „... schließlich sucht der Wissenschaftler nicht nach der Wahrheit. Seine Aufgabe ist es nicht, nach dem ‚Warum?‘ der Dinge zu forschen, sondern nach dem ‚Wie?!‘ Am allerwichtigsten aber ist die Tatsache, daß der konstruierte Typus wissenschaftlicher Tätigkeit dient, und diese ist die systematische Feststellung der Wahrscheinlichkeit der hypothetischen oder tatsächlichen Wiederkehr von Ereignissen, die für den jeweiligen Zweck als identisch angesehen werden.“

Das dritte Kapitel setzt sich mit dem Problem des Historismus in der Soziologie auseinander, jeder Unterabschnitt wie schon im zweiten Kapitel mit einem Goethezitat als Motto ausgestattet. Ethnographie, Soziologie und Geschichte stehen zur Debatte. Geschichtsphilosophien werden abgelehnt. „Eine brauchbare Geschichtstheorie“ wird bei einigen anerkannt, z. B. bei *Durkheim*, *Tönnies*, Max und Alfred Weber. Insbesondere werden die Stufentheorien gewürdigt, wobei Karl Bücher mit seinem berühmten Stufenschema unerwähnt bleibt. Das Ergebnis dieses kritischen Überblicks lautet: „Der einzige Ausweg aus einem formlosen Historismus ist das Weben eines Typus“ (S. 255). Die Abschnitte über „Mikrozyklen“ und „Makrozyklen“ nähern sich wiederum den geschichtsphilosophischen Aspekten und unterziehen *Pareto*, *Oswald Spengler* und *Sorokin* einer wohlwollenden Kritik. Systematische und historische Soziologie müssen sich nach B. ergänzen; jedenfalls ist auch für ihn im Gegensatz zu anderen amerikanischen Denkern die historische Denkweise ein integrierender Bestandteil wissenschaftlichen Denkens überhaupt.

Das vierte Kapitel „Interpretierende Soziologie und konstruktive Soziologie“ sucht die gewonnenen Erkenntnisse nochmals zu vertiefen und zusammenfassend zu überblicken. Zum Schluß leistet sich der Verfasser einen Abstecher in den Bereich der Politik, bei dem vor allem Deutschland auf der Anklagebank sitzt. B. hat sich früher besonders

mit der Jugendbewegung befaßt (vgl. sein Buch: „Vom Barette schwankt die Feder“, 1947).

Das abschließende fünfte Kapitel läßt das Werk ausmünden in eine Betrachtung: „Der Soziologe und die höchsten Werte, oder unsere Rolle und ihre Bindungen.“ Der alten, aus dem jüngeren Methodenstreit stammenden These: „Keine Werturteile in der Wissenschaft, keine Werturteile in der Soziologie“ wird die wesentlich gemilderte Auffassung gegenübergestellt: „Stillschweigende oder offen ausgesprochene Bekundungen letzter, unveränderlicher Bevorzugung sind absolut unvermeidlich.“ B. nähert sich damit einem Standpunkt, wie ihn heute ähnlich Gunnar Myrdal in seinem „Value in social theory“ (1958) vertritt. B. schreibt: „Keine Werturteile in der Wissenschaft, die aus anderen Quellen hergeleitet sind als dem höchsten Werturteil, daß vorausbestimmende Kontrolle endlich und letztlich wünschenswert sei, sind in ethischer Hinsicht vom Wissenschaftler in seiner spezifisch wissenschaftlichen Eigenschaft zuzulassen“ (S. 366). „Sind die Wissenschaftler sich im vollen Umfange des Glaubens bewußt, der sie beseelt, so bilden sie eine Kirche zur Erhaltung und Ausbreitung des höchsten Zieles.“ Am Schluß wendet sich B. noch einmal der Kontroverse zwischen den Vertretern der angewandten Soziologie und den Vertretern der reinen Soziologie zu, indem er „Wertpolytheismus“ und „Wertmonotheismus“ einander gegenüberstellt und an Hand von Beispielen aufweist, wie im Leben oft verschiedene soziale Rollen um den Vorrang in der letztgültigen Bewertung kämpfen, z. B. persönliche Zuneigung und Anteilnahme mit der Berufspflicht oder wie bei einem Wissenschaftler die Besessenheit von seiner Forscheraufgabe mit politischer Verpflichtung, wenn er um seiner Forscherziele willen bereit ist, jedem Herrn zu dienen, und sei es dem Faschismus oder dem Kommunismus. „Die wissenschaftliche Rolle usurpiert hier alle anderen Rollen . . . Sie sind Wertmonotheisten“. Der Mensch unserer modernen Gesellschaft sieht sich in eine Vielfalt von sozialen Rollen hineingestellt, so daß die geistigen Entscheidungen immer schwieriger werden, und die persönliche Situation immer komplexer wird. Will der Mensch also eine Rolle gut spielen, so muß er andere, die sich aus seiner Verflochtenheit mit gesellschaftlichen Aufgaben ergeben, verkümmern lassen, wie bereits William James, der große amerikanische Vertreter der Psychologie, geschildert hat. B. kommt in diesen werttheoretischen Erwägungen zu dem Ergebnis: „ich zögere, zu behaupten, daß die Gefahren des Wertpolytheismus größer seien als die Gefahren des Wertmonotheismus. Bei ständiger Berücksichtigung der persönlichen Gleichung würde ich sogar sagen, daß sie geringer sind“ (S. 371). Auf die Wissenschaft angewandt besagt dies: Wir müssen auf wissenschaftlicher Freiheit betehen, und wir haben ein Recht darauf, Freiheit, den Wertpolytheismus zu vertreten, zu verlangen, mögen dabei auch nichtrationale Motive eine Rolle spielen.

Dieses B.sche Hauptwerk, wie es *Holzner* im Vergleich zu dessen übrigen Werken nennt, ist kein Lehrbuch im streng systematischen Sinne des Wortes. Es bietet in geschickter Weise eine Zusammenfassung der wichtigsten früheren Aufsätze des Verfassers und damit diejenigen wissenschaftlichen Thesen, um die es ihm in erster Linie geht. Auch die Erfahrungen beim Studium der deutschen Jugendbewegung sind einbezogen. Voran steht das Interesse an der Analyse von Wertsystemen, geschult vor allem an *Max Webers* Methodenlehre und seiner Analyse des sozialen Handelns, aber auch anderen Denkern, wie *Leopold von Wiese* und *Florian Znaniecki*, fühlt er sich verpflichtet. B.s Wissenschaftslehre ist beherrscht von der These: Menschliche Wirklichkeit ist Wertwirklichkeit. Werte und Bedürfnisse stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander. Allerdings: nicht alle Bedürfnisse von Menschen dienen den biologischen Erfordernissen des Organismus, nicht alle sind Bedürfnisse für den Organismus. Werte sind nach B. auch Normen und Richtlinien. Jeder Erkenntnisakt umfaßt Wissen, Streben und normative Werte. Der Wissenschaftler ist an der Vorausbestimmung von Ereignissen interessiert, genauer gesagt: er bestimmt die konditionale Wiederkehr von Ereignissen voraus. Welches ist die Wahrscheinlichkeit ihres Wiedereintretens? Das ist die Kernfrage der B.schen Wissenschaftstheorie.

Friedrich Bülow-Berlin

Röpke, Wilhelm: Jenseits von Angebot und Nachfrage. 2. Aufl. Erlenbach-Zürich u. Stuttgart 1958. Eugen Rensch Verlag. 368 S.

Dieses Buch hat sogleich nach Erscheinen seinen Platz in der ersten Reihe des volkswirtschaftlichen Schrifttums unserer Tage erobert. Auch die Gegner des bekannten neoliberalen Verfassers dürften den grundsätzlichen, in flüssigem Stil geschriebenen Ausführungen zustimmen.

Eine freiheitliche Wirtschaftsordnung hat die Anerkennung normativer Werte zur Voraussetzung. Die Marktwirtschaft ist „in eine höhere Gesamtordnung eingebettet“, „die nicht auf Angebot und Nachfrage, freien Preisen und Wettbewerb beruhen kann“ (S. 19). Jenseits von Angebot und Nachfrage fällt die Entscheidung über Form und Struktur der Marktwirtschaft. „Marktwirtschaft einer atomisierten, vermaßten, proletarisierten und der Konzentration anheimgefallenen Gesellschaft ist etwas anderes als Marktwirtschaft einer Gesellschaft mit breiter Streuung des Eigentums, standfesten Existenzen und echten Gemeinschaften, die, beginnend mit der Familie, den Menschen einen Halt geben, mit Gegengewichten gegen Wettbewerb und Preismechanik, mit Individuen, die verwurzelt und deren Dasein nicht von den natürlichen Anker des Lebens losgerissen ist, mit einem breiten Gürtel selbständigen Mittelstandes, mit gesundem Verhältnis zwischen Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft“ ... (S. 51/52). Die Ökonomisierung des menschlichen Daseins, die Verabsolutierung ökonomischer Werte, Ziele und Zwecke nimmt dem Leben den ihm auf-

gegebenen Sinn. „Was nützt aller materieller Wohlstand, wenn wir die Welt gleichzeitig immer häßlicher, lärmender, gemeiner und langweiliger machen und die Menschen den moralisch-geistigen Grund ihrer Existenz verlieren?“ (S. 116). Wir sollten uns auf die ethischen Grundlagen und -fragen unseres Wirtschaftssystems besinnen. Denn eine freie Marktwirtschaft ist, wie Röpke mit Recht betont, nur unter der Voraussetzung eines „Minimums an ethischen Grundüberzeugungen“ funktionsfähig. „Selbstdisziplin, Gerechtigkeitssinn, Ehrlichkeit, Fairness, Ritterlichkeit, Maßhalten, Gemeinsinn, Achtung vor der Menschenwürde des anderen, feste sittliche Normen — das alles sind Dinge, die die Menschen bereits mitbringen müssen, wenn sie auf den Markt gehen und sich im Wettbewerb miteinander messen“ (S. 169/170).

Der Nationalökonom hat die Aufgabe, „inmitten der Leidenschaften und Interessen des politischen Lebens die Logik der Dinge sprechen zu lassen“ (S. 198). Ein wissenschaftlicher Neutralismus sei heute weniger als je am Platze. Die Vertreter der Sozialwissenschaften sollten wissen, welchen Weg sie „an dem großen Kreuzweg unserer Kultur“ zu weisen hätten: „den Weg der Freiheit, der Menschlichkeit und der unbeirraren Wahrheit oder den anderen der Knechtschaft, der Vergewaltigung des Menschen und der Lüge“ (S. 199). Röpke meint, die sozialphilosophischen Gegensätze auf zwei Prinzipien zurückführen zu können, auf Prinzipien, „die alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens — Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Kultur, Wohnweise, Technik und Organisation — entscheidend bestimmen“: Zentralisation und Dezentralisation. Der Zentrist ist der soziale Rationalist. „Der einzelne Mensch wird, von seinen Zentralen aus gesehen, klein und schließlich zur Ziffer der Statistik, zum Baustein, zur mathematischen Größe, die in Gleichungen gezwängt wird, zu etwas, was man ‚umbauen‘ kann, kurzum zu etwas, was aus der Betrachtung zu verschwinden droht.“ Demgegenüber rechnet der Dezentrist mit dem Menschen; er geht „realistisch und unsentimental von der menschlichen Natur aus“. „Daher auch das Doktrinäre des Zentristen und das Undoktrinäre, Unideologische des Dezentristen“ (S. 313).

Der Leser dürfte Röpke auch in dieser sozialphilosophischen Erörterung vielfach zustimmen. Der Zentrismus, wie ihn der Verfasser versteht, führt in seiner sozial- und wirtschaftspolitischen Konsequenz gewiß in den Bereich des Inhumanen, des Unmenschlichen. Man darf jedoch nicht übersehen, daß ein gewisses Ausmaß gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Zentralisation notwendig ist, damit eine dezentralisierte Wirtschaftsordnung bestehen kann. Man darf auch nicht sagen, daß nur der Dezentrist mit dem Menschen rechnet, während der Zentrist ihn nur als eine statistische Größe betrachtet. Röpke verfällt beinahe selbst einem einseitigen Doktrinarismus, wenn er die „volkswirtschaftliche Gesamtrechnung“ bzw. das „Nationalbudget“ als „zentristische Instrumente der Wirtschaftspolitik“ bezeichnet, denen man mit größter Skepsis begegnen müsse. Globale Statistiken dienen doch

nicht nur zur „Befriedigung unserer wirtschaftsgeschichtlichen und statistischen Wißbegierde“ (S. 340), sondern zur allgemeinen und notwendigen Orientierung. Zentrismus und Dezentrismus sind gewiß Ordnungsbegriffe, die zu besserem Verständnis des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens dienen können. Solche idealtypischen Begriffe sind jedoch keine praktisch-politischen Leitgesichtspunkte. Was sich in der Theorie scharf trennen läßt, erweist sich in der Wirklichkeit als polarer Zusammenhang. Zentralisierung und Dezentralisierung erscheinen in der gesellschaftlichen und ökonomischen Lebenswirklichkeit als einander wechselseitig bedingende Entwicklungstendenzen.

Herbert Schack-Berlin

Lehnis, Felix: Der Beitrag des späten Schumpeter zur Konjunkturforschung. Interpretation und methodologische Würdigung der „Business Cycles“. (Beiträge zur Erforschung der wirtschaftlichen Entwicklung, herausgegeben von M. E. Kamp, Heft 5.) Stuttgart 1960. Gustav Fischer Verlag. 87 S.

Die vorliegende Schrift soll, wie der Verfasser erklärt, als Einführung in *Schumpeters* Spätwerk „Business Cycles“ (2 Bde., New York und London 1939) dienen. Die von *Lehnis* zu Recht beklagte Vernachlässigung der „Business Cycles“ im deutschen Sprachraum ist selbstverständlich dadurch verschuldet, daß die seit langem angekündigte Übersetzung noch immer aussteht, allerdings nun demnächst erscheinen soll. (Die beharrlichen Interessenten glauben erst daran, wenn sie die deutsche Ausgabe auch wirklich vor sich sehen, denn 1951 wurde sie von Vandenhoeck & Ruprecht noch für dasselbe Jahr in Aussicht gestellt, und der Schumpeter-Artikel im Handwörterbuch der Sozialwissenschaften aus der Feder eines dem Verlag nahestehenden Autors erweckte zwei Jahre später den Anschein, als sei die „deutsche Übersetzung: Konjunkturen, 2 Bde., Göttingen 1953“ bereits causa finita gewesen.) *Lehnis* legt zunächst einen aufschlußreichen Querschnitt durch die gleichgewichts- und speziell konjunkturtheoretischen Fundamente der „Business Cycles“ und zeichnet hierbei insbesondere auch *Schumpeters* Auseinandersetzung mit der Wirtschaftsgeschichte und Konjunkturstatistik nach. In der abschließenden methodologischen Gesamtwürdigung stellt der Verfasser recht einleuchtend dar, wie sich bei *Schumpeter* reine (instrumental-analytische) und verstehende (Gestalt-)Theorie zu geschichtlich-anschaulicher Theorie eigener Art zusammenfügen. Daß und in welcher Beziehung *Schumpeters* Vorgehen kontrovers blieb, wird an Hand des namentlich um *Eucken*, *Spiethoff* und *Schumpeter* kreisenden „Methodenstreits“ der vierziger Jahre sichtbar gemacht.

Antonio Montaner-Mainz

Hoffmann, Walther G.: Wachstumsprobleme der Wirtschaft. (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 46.) Köln und Opladen 1959. Westdeutscher Verlag. 81 S.

Der Vortrag *Walther G. Hoffmanns* über „Wachstumsprobleme der Wirtschaft“ gilt einem Thema, das heute im Vordergrund des Inter-

esses steht, vielfach durchdiskutiert sowie in Schriften sowohl theoretischen wie praktischen Inhalts und vom Verfasser selbst mehrfach behandelt worden ist. Der Vorzug der vorliegenden Fassung der Wachstumsproblematik liegt darin, daß sie nicht nur das Grundproblem der ökonomischen Wachstumsforschung herausstellt, nämlich die Frage, wie langfristig ein möglichst intensives und stetiges Wachstum der Wirtschaft möglich ist, sondern darüber hinaus auch einen guten Überblick über die verschiedenen Teile dieses Fragenkomplexes vermittelt. Entscheidend ist nach H. die Analyse der Produktionsstruktur der Gesamtwirtschaft mit ihren drei Sektoren: Landwirtschaft, Industrie und dem sog. tertiären Sektor (Handel, Verkehr, öffentliche und private Dienstleistungen). Auch die wachstumstheoretische Bedeutung der Einkommenspyramide wird berührt. Abschließend werden die wissenschaftliche, die wirtschafts- und sozialpolitische Seite des Themas umrissen.

Friedrich Bülow-Berlin

Tacke, E.: Strukturprobleme in Entwicklungsgebieten. Die Wirtschafts- und Sozialstruktur in der Zentralfifel und die Möglichkeit ihrer Verbesserung durch Industrialisierung. Als Manuskript vervielfältigt. Bonn 1959. Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie e. V. 4^o. 159 S.

Die Eifel, vor allem die hier untersuchten Teile in den Kreisen Daun, Prüm, Ahrweiler und Mayen sind ohne Zweifel Entwicklungsgebiete innerhalb der Bundesrepublik, die seit Jahrzehnten zu den wirtschaftspolitischen Schmerzenskindern gehörten. Dr. Tacke untersucht dieses Entwicklungsgebiet dahin, inwieweit mit einer Verbesserung der Agrarstruktur eine gesunde Industrialisierung in sinnvoller Weise verbunden werden kann, und inwieweit ein Arbeitskräfteüberschuß in der Landwirtschaft bei einer Ansetzung von Industriebetrieben zur Verfügung steht, der der Industrie zugeführt werden könnte. Die Untersuchungen solcher struktureller, wirtschaftlicher und sozialer Notstände in den in der ökonomischen Entwicklung zurückgebliebenen Gebieten gehört zu den Voraussetzungen einer regionalen Wirtschaftsplanung, die sich die Behebung der Notstände zum Ziel gesetzt hat. Diesen Anforderungen entspricht die vorliegende Arbeit. Sie würde aber noch eindrucksvoller sein, wenn die besonders eigenartigen agrar- und religionssoziologischen Verhältnisse in der Eifel scharf herausgearbeitet worden wären, wobei dann eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Hebung der Lage in den zurückgebliebenen Gebieten, nämlich die Förderung des Wissens, deutlich hervorgetreten wäre. Auch hätte es den Wert der Arbeit gehoben, wenn der Verfasser die Lebenshaltung und Lebensgestaltung der Wochenpendler näher geschildert hätte.

W. M. Frhr. v. Bissing-Berlin

Stöwe, Heinz: Ökonometrie und makroökonomische Theorie. (Ökonomische Studien, Heft 3.) Stuttgart 1959. Gustav Fischer Verlag. 190 S.

Seiler, Gerhard: Ökonomische Konjunkturmodelle unter besonderer Berücksichtigung des Colin Clarkschen Gleichungssystems. (Beiträge zur Erforschung der wirtschaftlichen Entwicklung, Heft 4.) Stuttgart 1959. Gustav Fischer Verlag. 169 S.

Sieht man von dem Lehrbuch des österreichischen Statistikers Winkler und der deutschen Übersetzung der Arbeit von Tinbergen ab, so blieben vor allem die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften, die um die Aneignung ökonometrischer Forschungsmethoden bemüht waren, auf ausländische Literatur angewiesen. Das liegt nicht zuletzt daran, daß die Ökonometrie bisher noch nicht den Platz im akademischen Ausbildungsgang eingenommen hat, der ihr im Lehrplan amerikanischer, englischer und skandinavischer Universitäten zusteht. Gerade die einführende Literatur auf dem Gebiete der Ökonometrie war bisher nicht sehr zahlreich. Deshalb ist es begrüßenswert, wenn heute im deutschen Sprachgebiet eine klare Übersicht über Objekte und Verfahrensweise dieser Teildisziplin der Wirtschaftswissenschaften vorgelegt wird. Stöwe lehnt sich bei seiner Darstellung an den makroökonomischen Problemenkomplex der Ökonometrie an, bietet aber in diesem Rahmen einen hinreichend umfassenden Überblick über die Forschungsmethoden, die sich aus dem Zusammenwirken von ökonomischer Theorie, Statistik und Mathematik entwickelt haben. Auf dem Hintergrund eines angemessenen lehrgeschichtlichen und methodologischen Fundaments, dessen Mittelpunkt der stochastische Charakter makroökonomischer Relationen und das Aggregationsproblem bilden, analysiert Stöwe die grundlegenden Beziehungen ökonometrischer Modelle. Hieran schließt sich unter dem Gesichtspunkt der Prüfung wirtschaftstheoretischer Hypothesen eine Untersuchung bekannterer makroökonomischer Modelle (Konjunkturmodell von Hicks) und Reaktionsfunktionen gesamtwirtschaftlicher Modelle (Konsum- und Investitionsfunktion). Demgegenüber bleiben die Bemerkungen zur Input-Output-Analyse, zum Linear Programming und zur Spieltheorie, gemessen an der Bedeutung dieser neuen Methoden, zu knapp; zwar wird hier auch das Wesentliche der Verfahrensweisen dargestellt, die ökonometrischen Auswertungen für gesamtwirtschaftliche Planungsprobleme, wie sie vor allem aus neueren Arbeiten des Osloer Instituts von R. Frisch ersichtlich sind, werden nur am Rande gestreift.

Verglichen mit der aus dem ökonomischen Grundproblem der Verifikation theoretischer Modelle entwickelten Darstellung der Verfahrensfragen, ist Seilers Arbeit eine Spezialstudie, die sich im Grunde nur auf eine scharfsinnige Analyse sämtlicher Teilfragen eines der bekannteren gesamtwirtschaftlichen Konjunkturmodelle, des von Colin Clark im Jahre 1949 aufgestellten Modells für die Vereinigten Staaten, bezieht. Wenn die Hälfte dieser Arbeit auch den reinen Verfahrensfragen von Modellbildung und statistischer Verifikation gewidmet ist, so zeigt das deutlich, daß das Problem der Einführung in die ökonometrischen Forschungsmethoden lehrbuch-

mäßig im deutschen Sprachbereich noch nicht ausreichend gelöst ist. Die Übersicht, die Seiler über methodologische und statistische Grundfragen ökonomischer Modellbildungen bietet, steht an Klarheit der Darstellung von Stöwe nicht nach. Durch die Beschränkung auf ein Modell wird die „Veranschaulichung“ des methodischen Rüstzeugs bei Seiler noch konsequenter und übersichtlicher durchgeführt.

Beide Arbeiten bieten einen klaren Überblick über den Stand der Forschung auf dem Gebiet ökonomischer Gesamtmodelle; in der Ökonometrie darf die Lösung einer solchen kompilatorischen Aufgabe im deutschen Sprachbereich heute jedenfalls noch nicht unterschätzt werden.

Gerhard Kade-Berlin

Busse v. Colbe, Walther: Der Zukunftserfolg. Die Ermittlung des künftigen Unternehmungserfolges und seine Bedeutung für die Bewertung von Industrieunternehmen. Wiesbaden 1957. Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler. 187 S.

Das Buch fällt durch die streng systematische Gliederung, also durch einen vorzüglichen formalen Aufbau auf. In einem einleitenden Abschnitt behandelt der Verf. die Bedeutung des Zukunftserfolges für den Gesamtwert der Unternehmung. Hier wird zunächst die Frage des Preises der Unternehmung behandelt, dann auf den Begriff des Zukunftserfolgswertes eingegangen und schließlich dargestellt, daß der Zukunftserfolgswert von einigen Autoren als objektive Größe und von anderen als subjektive Größe betrachtet wird. Schließlich wird im einleitenden Abschnitt die Bedeutung des „Rekonstruktionswertes“ sowie die Bedeutung des Liquidationswertes für den Zukunftserfolgswert dargestellt.

Der Hauptteil ist in die Abschnitte „Aufwand und Ertrag als Erfolgsfaktoren“, „Ausgaben und Einnahmen als Erfolgsfaktoren“ und „Die Abgrenzung des Zukunftserfolges“ gegliedert. Im ersten Abschnitt dieses Hauptteiles werden die wichtigsten Ansichten über die Methodik der Ermittlung des Zukunftserfolges dargestellt und kritisch betrachtet. Der Verf. wählt Schmalenbach, Töndury/Gsell, Mellerowicz, Jonas, Kolbe und Viel aus. Diese Auswahl kann als repräsentativ gelten. In diesem Zusammenhang werden am Schluß auch die Gemeinsamkeiten und Gegensätze der von den genannten Autoren befürworteten Methoden herausgearbeitet.

Im zweiten Abschnitt des Hauptteils bringt dann der Verf. eine eigene Konzeption der Ermittlung des Zukunftserfolgswertes. In Anlehnung an die Investitionstheorie von E. Schneider vertritt er den Standpunkt, daß nicht Aufwand und Ertrag, sondern Ausgaben und Einnahmen (nach E. Schneider „Einzahlungen“ und „Auszahlungen“) die richtigen Bestimmungsfaktoren des Zukunftserfolgswertes seien.

Der guten formalen Systematik steht nicht immer eine gleichgute materielle Konsequenz zur Seite. Hierfür folgendes Beispiel: Nachdem der Verf. die Ansichten der Autoren kritisiert hat, die die Bewertung der Unternehmung als Ganzes von einem objektiven Stand-

punkt befürworten und er sich schon für seine subjektive Bewertung — mit der Konsequenz (vom Standpunkt des Verkäufers und Käufers) unterschiedlicher Unternehmungswerte entschieden hat, sagt er alsbald, daß die Ermittlung des Gesamterfolgswertes frei sein müsse von den in der privaten Sphäre des Erwerbers oder Veräußerers liegenden Gründen. So hält er z. B. M. R. Lehmann (der die Ansicht vertritt, daß die Ermittlung des Wertes der Unternehmung als Ganzes vom Standpunkt eines neutralen Sachverständigen erfolgen müsse) entgegen: „... Unter diesem Aspekt erscheint eine eindeutige, in sich widerspruchslöse Feststellung des Unternehmungswertes nicht immer möglich, da ein wirklich objektiver Wert außer dem Preis nicht existiert.“ Meiner Ansicht, daß der Standpunkt der Unternehmung der Bewertung zugrunde gelegt werden müsse, hält er entgegen: „Bei der Bewertung einer Unternehmung als Ganzes jedoch ist die Unternehmung selbst das Objekt des Bewertungsvorganges. Der Grund für die Bewertung tritt von außen an sie heran. Dann ist es nicht mehr haltbar, bei der Bewertung den Standpunkt des zu bewertenden Objektes einzunehmen¹.“

Nach diesen Thesen darf man mit Recht einen völlig subjektiven Standpunkt erwarten. Doch weit gefehlt. Vier Seiten weiter proklamiert der Verf. als Grundsatz für seine eigene Konzeption der Bestimmung des Gesamtwertes der Unternehmung folgende These: „Er² muß aber frei von allen in der privaten Sphäre des Erwerbers oder Veräußerers liegenden Gründen entwickelt werden³.“ Vielleicht ist dieser Widerspruch nur scheinbar, wofür spätere Ausführungen des Verf. sprechen. Wenn man aber so kategorisch die bisher herrschenden Auffassungen ablehnt, muß man klar und deutlich den eigenen Standpunkt herausarbeiten und darf keine begründeten Zweifel an der Widerspruchsfreiheit der eigenen, neuen Konzeption zulassen.

Bei der Entwicklung seiner eigenen Konzeption — einer Theorie der Ermittlung des Zukunftserfolgswertes an Hand der Ausgaben und Einnahmen — geht der Verf. etappenweise vor. Er untersucht zunächst die Bewertung eines noch nicht errichteten Unternehmens, dann die Bewertung eines eben errichteten Unternehmens und schließlich die Bewertung eines seit langer Zeit bestehenden Unternehmens. Da nur der letztere Fall größere praktische Bedeutung hat und sich im übrigen die hierüber zu machenden Ausführungen *sinngemäß* auch auf die beiden zuerst genannten Fälle anwenden lassen, soll nur dazu Stellung genommen werden.

Wie schon ausgeführt, versucht der Verf., Schneiders Theorie der Investition (Einzelinvestition) auf die Bewertung von ganzen Unternehmungen anzuwenden. Daraus erklärt sich auch die Entscheidung für Ausgaben und Einnahmen (im Sinne von Schneider „Auszahlun-

¹ Busse v. Colbe: a.a.O., S. 15, unter Verweis auf E. Schäfer.

² Gemeint ist der Zukunftserfolgswert (K. M.).

³ Busse v. Colbe: a.a.O., S. 19.

gen“ und „Einzahlungen“) und die Ablehnung von Aufwand und Ertrag. Die Frage, ob bei der Untersuchung der Wirtschaftlichkeit bestimmter Einzelinvestitionen Einnahmen und Ausgaben die geeigneten Berechnungsgrößen sind, muß und kann hier dahingestellt bleiben. Soweit es um die Bewertung ganzer Unternehmen geht, ist diese Methode abzulehnen. Ist schon die Ermittlung von Aufwänden und Erträgen der Zukunft im konkreten Falle nicht leicht, so gilt dies noch mehr für Einnahmen und Ausgaben, weil Einnahmen und Ausgaben von der Leistungserstellung und -verwertung weiter entfernt sind als Aufwand und Ertrag. Das vom Verf. empfohlene Verfahren der Ermittlung des Gesamterfolgswertes auf der Basis von Einnahmen und Ausgaben bedeutet eine beträchtliche Komplizierung der Errechnung, ohne eine größere Genauigkeit des Ergebnisses zu erreichen. Die These des Verf., daß bei der Zugrundelegung von Aufwand und Ertrag das Unternehmen entweder zu billig oder zu teuer verkauft werde, weil die Abschreibungen bis zur Ersatzbeschaffung des betreffenden Wirtschaftsgutes verwendet werden können, ist bei *abstrakter* Betrachtung haltbar, ist aber praktisch unrichtig. Dies erklärt sich wie folgt: Es besteht zwar bei fast allen Autoren, die sich mit der Ertragswertermittlung befaßt haben, Einstimmigkeit darüber, daß nicht die vergangenen Aufwände und Erträge (bzw. Einnahmen und Ausgaben), sondern nur die zukünftigen für die Ermittlung des Zukunftserfolgswertes entscheidend sein können, aber andererseits auch darüber, daß die zukünftigen Aufwände und Erträge nur mit Hilfe der vergangenen ermittelt werden können. Die Ansichtsunterschiede bestehen lediglich darin, wie *stark* man sich an Vergangenheitswerte anlehnen soll.

Ich habe in meinem Buch über die Bewertung der Unternehmung als Ganzes den Standpunkt vertreten, daß die Vergangenheitswerte nur sehr bedingt brauchbar sind, daß sie aber nicht völlig ignoriert werden können⁴, weil die Zukunft unbekannt ist. Lehnt man sich aber bei der Ermittlung der Zukunftserfolge an die Vergangenheit an (bzw. an Aufwand und Ertrag der Vergangenheit), so ist die Erscheinung, die man — wohl unzutreffend — als Lohmann-Ruchti-Effekt bezeichnet hat, bereits berücksichtigt. Hätte man keine angesammelten Abschreibungen, mit denen man bis zur Ersatzbeschaffung arbeiten kann, würde man z. B. mehr Fremdkapital benötigen; es würden also Aufwandposten in der Rechnung erhöht erscheinen müssen. Ob man nun auf der Aufwandseite einen Posten erhöht oder auf der Ertragsseite einen Posten ansetzt, ist aber für die Bestimmung der Nettogröße — des Erfolges — belanglos. Der Versuch, eine größere Genauigkeit dadurch zu erreichen, daß man vom Zeitpunkt des Ausscheidens der einzelnen Wirtschaftsgüter aus dem Betriebe ausgeht, ist in der Praxis zur Erfolglosigkeit verurteilt, da

⁴ Vgl. K. Mellerowicz: Der Wert der Unternehmung als Ganzes, Essen 1952, insbesondere S. 56 ff. und S. 66 ff.

selbst die besten Schätzungen über die Lebensdauer von Wirtschaftsgütern ungenau sein müssen. Wäre es anders, gäbe es keine Anlagengewinne oder -wagnisverluste. Durch die These des Verf. wird also eine Genauigkeit vorgetäuscht, die in Wirklichkeit nicht zu erreichen ist. Und für diese lediglich auf dem Papier stehende Genauigkeit ist die Komplizierung der Rechnung, die bei Anwendung des Vorschlages des Verf. in der Praxis auftreten würde, ein allzu hoher Preis.

Positiv muß erwähnt werden, daß der Verf. selbst kritisch zum sog. Lohmann-Ruchti-Effekt Stellung nimmt, indem er auf S. 66 darauf hinweist, daß bei einer vergrößerten Kapazität⁵ auch ein erhöhter Kapitaleinsatz für Umlaufvermögen benötigt wird, so daß in der Praxis die Kapazitätserweiterung (durch Vorwegverwendung von Abschreibungen) nicht bis zu der von Diederich und Ruchti errechneten Höchstgrenze ausgedehnt werden kann. Dadurch zeigt Busse v. Colbe, daß der sog. Lohmann-Ruchti-Effekt in der Praxis eine ungleich geringere Bedeutung hat als von Ruchti angenommen. Man könnte noch hinzufügen, daß im Betriebe auch nicht in dieser Weise geplant wird und geplant werden darf. Man prüft nicht, ob man Abschreibungen vorweg verwenden kann, sondern man prüft, ob eine Kapazitätserweiterung zweckmäßig ist. Hat man dazu Abschreibungen, wird man sie gegebenenfalls verwenden. Hat man sie nicht, wird man andere (eigene oder fremde) Mittel zu beschaffen versuchen. Benötigt man umgekehrt die Kapazitätserweiterung nicht, wird man sie auch dann nicht vornehmen, wenn man Abschreibungen hierfür zur Verfügung hat, sondern wird z. B. Fremdkapital zurückzahlen.

Daß der Verf. selbst meinen Standpunkt (Notwendigkeit der Ablehnung an Vergangenheitswerte) teilt, nur leider nicht daraus die Konsequenzen für seine eigene Argumentation zieht, zeigen seine folgenden Ausführungen: „Bei der Ausarbeitung dieses Planes, auf die hier nur kurz eingegangen werden kann, wird in der Praxis meist auf die Zahlungsreihen der Vergangenheit, die aus der Buchhaltung des Unternehmens ersichtlich sind, zurückgegriffen werden müssen“⁶.

Zusammenfassend kann man sagen, daß das Buch in systematischer Form die Frage des Zukunftserfolges untersucht, daß die Konzeption aber materiell nicht in allen Fällen widerspruchsfrei ist und daß man außerdem aus praktischen Erwägungen die vom Verf. vorgeschlagene neue Methode des Zukunftserfolgswertes ablehnen muß. Das Buch kann ein gewisses wissenschaftliches Interesse beanspruchen, weil es wichtige theoretische Zusammenhänge aufzeigt, seine *praktische* Bedeutung dagegen ist m. E. gering. *Konrad Mellerowicz-Berlin*

⁵ Gemeint ist die Kapazitätsvergrößerung durch Vorwegverwendung von Abschreibungen, d. h. Verwendung von Abschreibungen, die erst später für Ersatzbeschaffungen benötigt werden (zur Erweiterung der Kapazität).

⁶ Busse v. Colbe: a.a.O., S. 77.

Betriebsökonomisierung durch Kostenanalyse, Absatzrationalisierung und Nachwuchserziehung. Festschrift für Prof. Dr. Dr. h. c. Rudolf Seyffert zum 65. Geburtstag, hrsg. von Erich Kosiol und Friedrich Schlieper. Köln 1958. Westdeutscher Verlag. 171 S.

Die Schrift enthält sechs Beiträge, die wenig miteinander zu tun haben, wie schon aus dem Untertitel der Festschrift hervorgeht. Der erste Beitrag von *E. Kosiol* bringt eine „kritische Analyse der Wesensmerkmale des Kostenbegriffes“. Kosiol scheint eine Neuorientierung seiner Kostenauffassung vorzunehmen, die sich in etwa von Schmalenbach zu Rieger hin bewegt. Der Name Schmalenbach wird auf jeder Seite, jeder andere Name oder Autor oder Beitrag zum Thema wird überhaupt nicht genannt. Kosiol spricht auch nicht von einer eigenen Neuorientierung, sondern nur von der nach seinem Dafürhalten richtigen Interpretation Schmalenbachs. Er unterscheidet (S. 13) Realgüter (individuelle Werte) und Nominalgüter (generelle Werte). Irgendwo erscheint unter den Realgütern das Kapital (Vorrätigkeit), danach erscheinen unter den abgeleiteten Realgütern (abstrakte Werte) die Rechtswerte. „Güter sind werthabende Dinge schlechthin und ohne jede Einschränkung“ (S. 12). Die Unterscheidung zwischen dem Tauschwert in der Verkehrswirtschaft und allen übrigen Werten außerhalb der Verkehrswirtschaft kennt Kosiol nicht. Geld und Ansprüche auf Geld erscheinen in seiner Gliederung unter den Nominalgütern. Danach ist also Geld und Anspruch auf Geld kein Kapital, denn dieses erscheint als Vorrätigkeit unter den Realgütern. Kosiol unterscheidet vier Gruppen von erfolgswirksamen externem Güterverzehr — hier ist wieder Wert und Geld gleichgesetzt, wie seit Jahrzehnten bewährter Tradition begrifflicher Unklarheit dank H. Nicklisch und E. Schmalenbach — und drei Gruppen von erfolgswirksamen internem Güterverzehr, zu deren Bildung die Psychologie des freien Willens und des Zwanges ihren Tribut liefern mußte.

In seiner Zusammenfassung kommt Kosiol dazu, als einheitliche und ausnahmslose Kostenmerkmale den Güterverbrauch von Real- und Nominalgütern im Beziehungszusammenhang zur produktiven Leistungserstellung und in Verbindung mit einem Bewertungsakt zu sehen. Wie es dann aber auf der ersten Seite seines Beitrages in einer Fußnote heißen kann: „Wieweit der Kostenbegriff auch im Rechnungswesen der Haushaltungen eine Rolle spielt, bleibt hier unerörtert. Daß er in den Produktionsbereich der Haushaltungen hinein gehört, steht für mich außer Frage“ bleibt rätselhaft. Für mich steht das Gegenteil außer Frage, wie seit Jahren an zahlreichen Stellen von mir dargelegt.

Fr. *Schlieper* untersucht „das Wesen wirtschaftlicher Unterweisung“ und würdigt sie geschichtlich, pädagogisch und wirtschaftsberuflich. Sein Beitrag setzt sich mit früherem und neuestem Schrifttum zur Berufspädagogik, Arbeitserziehung und Berufsbildung auseinander. Er beleuchtet schlagartig die Problematik der Wirtschaftspädagogik als Mittel der Erziehung und Menschenführung — und als Beitrag zur „Betriebsökonomisierung“!

E. *Sundhoff* äußert sich in seinem Beitrag „über die Beziehungen zwischen Marktform und Werbung“. Er unterscheidet Werbung auf nahezu vollkommenen, auf unvollkommenen und auf geregelten Märkten und erörtert die Werbung unter dem Einfluß der betrieblichen Marktkonstellation sowie als Bestimmungsgrund der Marktform. Seine Ausführungen stützen sich hauptsächlich auf R. Seyfferts „Wirtschaftslehre des Handels“ und seine „Wirtschaftliche Werbelehre“ unter Heranziehung von E. Gutenbergs „Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre“, zweiter Band, Der Absatz. Daß Marktformen, wie Sundhoff am Schluß ausführt, „teilweise mittels des Werbeprozesses herbeigeführt“ werden, dürfte die Möglichkeiten der Werbung überschätzen und die Stellung der Unternehmung und ihre sonstigen Markteinwirkungen unterschätzen.

H. *Buddeberg* behandelt in seinem Beitrag „Der Betriebsvergleich als Instrument der Handelsforschung“ nach kurzer Klärung der Zielsetzung die „Problematik der Messung distributionswirtschaftlicher Leistungen“, die „Analyse kombinierter Meßzahlen“ und die „Proportionen des Betriebsfaktoreneinsatzes“. Hierbei werden allgemeine Probleme der Leistungsmessung erörtert und Möglichkeiten durch Kombination von Meßzahlen im Handelsbetrieb anhand einer Systematik und unter Verwendung von Zahlenbeispielen untersucht. Nach Ansicht des Verfassers beginnt jetzt die Periode der Auswertung und Interpretation des bisher gewonnenen statistischen Materials. Nach Ansicht des Rezensenten hat dies reichlich lang gedauert.

R. *Nieschlag* gibt seinem Beitrag „Ausbau des industriellen Vertriebswesens und Erstarkung des Handels“ den Untertitel „Koope-ration oder Kampf?“ Er würdigt „die wachsenden Aufgaben der Distribution, den Ausbau des industriellen Vertriebswesens, den Konzentrationsprozeß im Handel, das Wachsen seiner Anlage-Investitionen, das Abschreibungsproblem und den Zugang zum Handel“. In seiner Darstellung werden neuere deutsche und einschlägige amerikanische Veröffentlichungen sowie eigene statistische Untersuchungen herangezogen.

Der letzte Artikel von F. *Klein* „Distributionsanalyse mit Hilfe der Handelskettenmethode, dargestellt an Beispielen aus dem Konsumgüterbereich“ würdigt die Schwierigkeiten einer Analyse der Distributionsverhältnisse und die Möglichkeiten der von R. Seyffert seit Jahrzehnten entwickelten Handelskettenmethode als Instrument der Distributionsanalyse. Dieser Beitrag ist besonders angetan, die Leistungen von R. Seyffert zur Analyse des Einzelhandels hervorzuheben.

Am Schluß würdigt E. *Sundhoff* die Persönlichkeit und das bisherige wissenschaftliche Lebenswerk des Jubilars in knapper, aber eindrucksvoller Weise.
Hanns Linhardt-Nürnberg

Rüschepöhler, Hans: Der Standort industrieller Unternehmungen als betriebswirtschaftliches Problem. Versuch einer betriebswirtschaftlichen Standortlehre. (Abhandlungen aus dem Industrieseminar der Universität Köln, herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Beste, Heft 6.) Berlin 1958. Verlag von Duncker & Humblot. 198 S.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, eine betriebswirtschaftliche Standortlehre unter Berücksichtigung der betriebswirtschaftlich relevanten Teile anderer Standortbetrachtungen zu entwickeln. Er untersucht deshalb eingangs kurz die verschiedenen Auffassungen, von denen aus die einzelnen Wissenschaften an das Standortproblem herangehen können. Bei der Darstellung des betriebswirtschaftlichen Standpunktes untersucht er bereits vorweg die Frage, in welchen Fällen der Betrieb vor Standortüberlegungen gestellt ist. Er erwähnt die folgenden wichtigen Situationen: 1. Fall der Gründung eines Unternehmens, 2. Fall der Produktionsausweitung, 3. Fall der Rationalisierung, 4. Fall der Krise mit der Absicht der Stilllegung eines Teilbetriebes.

Bevor er jedoch den Versuch einer Entwicklung der eigenen Standortlehre macht, analysiert er kurz die wichtigsten, betriebswirtschaftlich interessanten Theorien von Volkswirten, unter besonderer Berücksichtigung der bekannten Standorttheorie Alfred Webers. Den Schluß dieses einleitenden Teils (I) bildet die Behandlung der betriebswirtschaftlichen Auffassung von Rabe.

Die Lehre von Rabe bildet den theoretischen Ansatzpunkt für die vom Verf. entwickelte betriebswirtschaftliche Standortauffassung. Im Hauptteil (II) untersucht er dann die Faktoren, die das einzelwirtschaftliche Standortproblem bestimmen — mit Hilfe bekannter betriebswirtschaftlicher Erkenntnisse. Unter A entwickelt er die Grundlagen der betriebswirtschaftlichen Standortlehre, unter B die Erfassung und Bewertung der Standortanforderungen, unter C die Ermittlung der mengenhaften Standortbedingungen und deren Vergleich mit den Standortanforderungen, unter D die Erfolgsrechnung zur Auswahl des wertoptimalen Standortes unter den mengenhaft möglichen Standorten und unter E die Feststellung des „betriebswirtschaftlich optimalen“ Standortes.

Die Arbeit stellt einen wertvollen Versuch zur Entwicklung einer betriebswirtschaftlichen Standortlehre dar. Die Arbeit ist sowohl von wissenschaftlichem als auch von praktischem Interesse. Was ihre wissenschaftliche Bedeutung anlangt, so kann sie als Ausgangspunkt weiterer, mehr ins einzelne gehender Untersuchungen betrachtet und empfohlen werden.

Konrad Mellerowicz-Berlin

Lorenz, Detlef: Probleme und Ansätze einer kapazitätsorientierten Investitionspolitik. (Wirtschaftswissenschaftliche Abhandlungen. Volks- und betriebswirtschaftliche Schriftenreihe der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Freien Universität Berlin, Heft 8.) Berlin 1958. Verlag Duncker & Humblot. 158 S.

Unter kapazitätsorientiert versteht der Verf. eine Investitionspolitik, die auf eine möglichst gleichgewichtige und wenig verlustreiche Anpassung von Kapazitätsangebot und Kapazitätsnachfrage gerichtet ist. Die im Teil I angestellten Untersuchungen zeigen, daß dieses Ziel in der Marktwirtschaft von der staatlichen Investitionspolitik und den Investitionsentscheidungen der Unternehmen nur unzureichend oder gar nicht berücksichtigt worden ist.

In den beiden Hauptteilen II und III werden Probleme untersucht, die teils die monetäre Investitionspolitik ergänzen und erweitern, teils ihr entgegenstehen. Diese Untersuchungen führen zu folgenden Ergebnissen: 1. Wichtiger als die kurzfristige ist die langfristige Analyse und Zielsetzung der Investitionspolitik. 2. Eine vorbeugende Investitionspolitik ist zur Vermeidung von unzeitigem Kapazitätsbedarf und zur Abschwächung der Schwankungen um den Wachstumstrend notwendig. 3. Da die Investition nicht nur Einkommen erzeugt, sondern auch güterwirtschaftlich den Konsum beschränkt, sind Überkapazitäten und überhöhter Investitionsverschleiß unwirtschaftlich. 4. Das Akzelerationsprinzip steht der Kapazitätsorientierung am nächsten. 5. Auf mikroökonomischer Ebene sind die monopolnahen Unternehmen für eine wirksame Abstimmung von Kapazitätsangebot und Kapazitätsbedarf, somit für die Entlastung der staatlichen Investitionspolitik geeigneter als Unternehmen mit konkurrenznaher Marktform. 6. Ein detailliertes statistisches Strukturmodell fördert durch Information und Beratung die marktwirtschaftliche Investitionspolitik. Ein umfassendes Literaturverzeichnis ergänzt die wertvolle Arbeit des Verfassers. *Hermann Funke-Berlin*

Kortzfleisch, Gert von: Die Grundlagen der Finanzierung. Berlin 1957. Verlag Duncker & Humblot. 219 S.

In diesem Werk werden die ideellen und materiellen Grundlagen der Finanzplanung industrieller Unternehmungen klar und lückenlos dargestellt. Die Zwecke der Finanzplanung sieht der Verfasser im Streben nach optimaler Liquidität, im wirtschaftlichen Einsatz der Zahlungsmittel und in der wirtschaftlichen Gestaltung der Kreditbeziehungen. Die Aufhellung der zukünftigen finanziellen Lage und die Prüfung des zweckmäßigen Einsatzes finanzieller Mittel bildet die erste Stufe der Finanzplanung. Die zweite Stufe ist der Finanzplan, der eine Anweisung der Geschäftsleitung für den Einsatz finanzieller Mittel an die mit der Durchführung beauftragte Dienststelle bildet. In der dritten Stufe dient dieser Finanzplan der Kontrolle der Finanzwirtschaft durch Gegenüberstellung von Soll und Ist. Die materiellen Grundlagen der Finanzplanung sind Absatz-, Produktions-, Beschaffungs- und Kapitalverkehrspläne, Geschäfts- und Betriebsbuchhaltung, Betriebsstatistik und Finanzberichte der Geschäftsbuchhaltung. Die beschränkte Aussagefähigkeit der buchhalterischen Abschlußrechnungen für die Finanzplanung wird unter kritischer Stel-

lungnahme zu den wichtigsten einschlägigen Veröffentlichungen nachgewiesen.

Das Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Klärung der mannigfachen und schwierigen Fragen, die bei der Aufstellung von Finanzplänen beantwortet werden müssen; es verdient die gründliche Beachtung durch Wissenschaft und Praxis, denn die Finanzplanung ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Führung der Unternehmung.

Hermann Funke-Berlin

Horn, Adam: Betriebsgröße und Kapitalbedarf. Die betriebswirtschaftliche Notwendigkeit und die Methode der verbundenen Kosten-, Zeit- und Kapitalkalkulation. Frankfurt a. M. 1957. Franz Nowack Verlag. 87 S.

Aufgrund der Ergebnisse kapitaltheoretischer Forschung wird die Abhängigkeit des Kapitalbedarfs vom Aufbau und der Größe des Betriebs dargestellt, und anhand von Schaubildern und Kapitalbedarfsformeln wird die Gesetzmäßigkeit der Reaktion des Kapitalbedarfs auf Veränderungen der Kosten- und Zeitstruktur erklärt. Zur kosten- und kapitaloptimalen Betriebsgestaltung mittels einer strukturorientierten Kalkulation muß die betriebliche Wertbewegung funktionell und substantiell erfaßt werden. Weil jede Aufwand- und Ertragstelle soviel Kapital als vorgelagerten Puffer verlangt, wie sie vom Ausstoß zeitlich entfernt ist, bildet der Ausstoß den Ausgangspunkt für die Investitionsplanung. Jede Aufwand- und Ertragstelle muß möglichst nahe dem Ausstoß liegen, weil jede zeitliche Entfernung von diesem Punkt den Kapitalbedarf erhöht. Die substantielle Gliederung des Kapitals ist die den einzelnen Umsatz- und Reifephasen der Aufwand- und Ertragstellen entsprechende Vermögensstruktur. Diese doppelte, Betriebsstruktur und Finanzierung verbindende Betrachtungsweise ist für die elastische Anpassung der Finanz- und Liquiditätspläne an den Konjunkturverlauf und für die Vermeidung von Fehlinvestitionen notwendig.

Hermann Funke-Berlin

Hartmann, Bernhard: Angewandte Betriebsanalyse. Freiburg i. Brsg. 1959. Rudolf Haufe Verlag. 182 S.

Die Schrift bezweckt, die interne Betriebsanalyse, deren Theorie durch die im Jahre 1958 veröffentlichten Arbeiten von Schnettler und Viel erschöpfend behandelt worden ist, für den Praktiker zu veranschaulichen und das Grundlagenwissen des Studierenden der Betriebswirtschaftslehre zu vertiefen. Der Verfasser kennzeichnet die Betriebsanalyse als Methode zur Sichtbarmachung der Ursachen und Tendenzen des gesamten betrieblichen Geschehens durch Zerlegung der verschiedenen betrieblichen Erscheinungen nach quantitativen und qualitativen Gesichtspunkten. Zur Erfassung und Behandlung des weitgespannten Problemkomplexes gliedert er den Stoff in vier in sich abgeschlossene Teilanalysen: Grundstrukturanalyse, Besichtigungsanalyse, Analyse des Rechnungswesens, Organisationsanalyse.

Als Instrument der Betriebspolitik überwacht die Betriebsanalyse die Wirtschaftlichkeit und die schnelle Anpassung des Betriebes an das dynamische Wirtschaftsgeschehen. Die ausführliche Darstellung der vier Teilanalysen bietet dem Betriebsanalytiker ausgezeichnete und fast vollständige Grundlagen für die Durchführung seiner Untersuchungen. Eine Ergänzung durch Einbeziehung der internen Bilanz in die Grundstrukturanalyse und des Materialflusses sowie der örtlichen Lage und der Ausgabezeiten der Werkzeug- und Materialausgabe in die Besichtigungsanalyse halte ich für notwendig. Bei der Erörterung der Bilanzanalyse ist der ausschüttbare Gewinn aus dem Gewinn der internen Bilanz statt aus dem mit 122 000,— DM ermittelten körperschaftssteuerpflichtigen Gewinn berechnet worden; auch fehlen die Absetzungen für Vermögensteuer und zwei Drittel der Vermögensabgabe. Die erschöpfende Analyse der Kostenrechnung wird durch ein lehrreiches praktisches Beispiel veranschaulicht. Drucktechnisch ist die Tafel „Innerbetriebliche Ergebnisrechnung“ (S. 138/9) unbefriedigend, weil die Zugehörigkeit der auf der rechten Buchseite aufgeführten Beträge zu den auf der linken Buchseite stehenden Bezeichnungen nur schwer zu erkennen ist; auch wäre es zweckmäßig gewesen, in den Gesamtergebnissen der Jahre 1957 und 1958 (S. 139) den Aufwand für Körperschaftssteuer, Notopfer und zwei Drittel der Vermögensabgabe (77% bzw. 80% des neutralen Ergebnisses) gesondert auszuweisen. Durch die genannten geringen Einwände wird der Wert der Arbeit, die den in der Praxis stehenden Ingenieuren, Kaufleuten und Betriebswirten sowie den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften wärmstens empfohlen wird, nicht beeinträchtigt.

Hermann Funke-Berlin

Beckmann, Martin: Lineare Planungsrechnung (Linear Programming), mit einem Geleitwort von E. Gutenberg (Wirtschaftswissenschaft der Gegenwart I, Planungsforschung.) Ludwigshafen am Rhein 1959. Fachverlag für Wirtschaftstheorie und Ökonometrie. 118 S.

Die Entwicklung der Linearplanung (Linear Programming) zeigt paradoxe Züge: Die Anfänge sind in Deutschland und Österreich der dreißiger Jahre zu lokalisieren (u. a. Wald, Schlesinger, K. Menger, von Neumann), die ersten Systematisierungsversuche und die Weiterentwicklung der formalen Zusammenhänge, die von Dantzig und Koopmans ausgehen, haben sich fast ausschließlich im angelsächsischen Sprachbereich vollzogen, während in Deutschland — abgesehen von einigen Spezialuntersuchungen, die sich vor allem auf den Anwendungsbereich der Produktionstheorie beschränkten — die systematische Einführung in diesen neuen Zweig der ökonomischen Theorie bisher ausstand.

Beckmanns Arbeit kann diese Aufgaben nur teilweise erfüllen, weil der äußere Rahmen des Buches verhindert, daß die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Theoremen, die gerade in den mathematischen Beweisen liegen und zum eigentlichen Verständnis des Gegenstandes unbedingt erforderlich sind, hinreichend dargestellt

werden können. Positiv zu werten ist demgegenüber die Anknüpfung an die neoklassische Theorie, d. h. der wirtschaftswissenschaftliche Ausgangspunkt, von dem aus auch auf die mannigfaltigen Anwendungsbereiche der LP hingewiesen wird. Das gilt vor allem für die sogenannten „speziellen Produktionsprobleme“ (Transportproblem, Verteilungsproblem usw.) und für das „allgemeine Betriebsmodell“, wo auf die Analyse der Auswirkung von Datenvariationen (technische Änderungen, Kapazitätsänderungen usw.) besonderer Wert gelegt wird.

Die Verbindung zum herkömmlichen Theorietyp wird dadurch erreicht, daß der Ausgangspunkt der LP von den Effizienzpreisen gegenüber dem üblichen von den Prozeßgraden vorgezogen wird. Der Versuch einer generellen Charakterisierung des LP-Modells, die Anmerkungen zur Entwicklungsgeschichte und die Skizzierung des gegenwärtigen Standes einschließlich der offenen Probleme und der Forschungsrichtung tragen besonders dazu bei, den Leser mit der Leistungsfähigkeit dieses Zweiges der ökonomischen Theorie vertraut zu machen, wenn man zur Vertiefung und zum eigentlichen Verständnis der Zusammenhänge auch weiterhin zur angelsächsischen Literatur greifen muß. Hieran kann der zu knappe mathematische Anhang nichts ändern. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis am Ende des Buches und ständige Verweise im Text zeigen den Weg für die weitere Orientierung. Eine Neuauflage hätte einige Druckfehler im mathematischen Formelwerk (SS. 21, 26, 106, 107) zu beseitigen; ebenso könnte ein Sachverzeichnis angefügt werden, das den Wert des Werkes als einer einführenden Übersicht noch erhöhen würde.

Gerhard Kade-Berlin

Ellinger, Theodor: Ablaufplanung. Stuttgart 1959. C. E. Poeschel Verlag. 138 S.

Ziel der Arbeit ist die Schaffung von Ansatzpunkten und Grundlagen für die Planung des zeitlichen Ablaufs der Fertigung. Der 1. Hauptabschnitt behandelt die Stellung der Produktionsplanung (Planung des Produkts, des Produktionsprogrammes und der Fertigung) im System der unternehmerischen Gesamtplanung. Im 2. Hauptabschnitt werden die Ausgangspunkte und Grenzen der Planung des zeitlichen Fertigungsablaufs dargestellt. Der vom Verfasser entwickelte Begriff „Einrichtung“ erfaßt ganz allgemein die Herstellung von bestimmten Ausgangszuständen, die für die Durchführung der Erzeugung erforderlich sind (z. B. Erwärmen eines Schmiedestücks auf die erforderliche Temperatur; Einrichten einer Werkzeugmaschine). Nicht einbezogen in den Begriff „Einrichtung“ ist das eingesetzte Produktionsmittel (z. B. die Werkzeugmaschine und die Vorrichtung). Bei der „Einrichtung“ handelt es sich um den Aufbau eines „dynamischen“ Potentials bei chemisch-technischen Prozessen und bei mechanischen Bewegungen oder eines „statischen“ Potentials bei me-

chanisch-technischen Vorgängen. Im Gegensatz zum statischen Potential baut sich das dynamische Potential ohne äußere Einwirkung zwangsläufig wieder ab. Daraus ergibt sich die wirtschaftliche Notwendigkeit der zeitlichen Konzentration sowohl bei Fertigungen, die bei in bestimmten Grenzen abnehmendem Potential durchgeführt werden müssen (z. B. Schmiedevorgänge), als auch bei Prozessen, die der Aufrechterhaltung eines gleichbleibenden Potentials durch Energiezuführung bedürfen (z. B. Schmelzprozesse). In beiden Fällen ist eine exakte Planung des Fertigungsablaufs graphisch und rechnungsmäßig gegeben. Die menschliche Arbeit bildet im zeitlichen mechanisch-technischen Fertigungsablauf einen Engpaß, der durch Parallelschaltung von menschlicher und maschineller Arbeit teilweise, durch Automatisierung vollständig beseitigt werden kann. Je vielseitiger die Produktionsmittel verwendbar sind, um so größer ist der Spielraum der Planung, aber desto geringer ist ihre Leistungsfähigkeit im Vergleich zu Einzweckmaschinen. Maßgebend für den zeitlichen Fertigungsablauf ist die Aufgliederbarkeit des Produkts. Je größer die Zahl der gleichzeitig in Bearbeitung befindlichen Teile ist, um so kürzer ist der Zeitbedarf des Fertigungsablaufs. Durch den Zwang zu einer bestimmten Reihenfolge verursacht der Zusammenbau der Teile eine geringe Arbeitsintensität.

Im 3. Hauptabschnitt unternimmt der Verfasser den Versuch, die Probleme der optimalen Werkstattlosgröße und der optimalen Vorbereitungszeit unter zeitlichen Gesichtspunkten mathematisch zu lösen. Bei der Berechnung der optimalen Losgröße berücksichtigt er die Fertigungsdauer, die in den Formeln von Andler, Weigmann, Meyer und Schlüter außer Betracht geblieben ist, so daß ihre Anwendung nur bei kurzer Fertigungsdauer zu brauchbaren Ergebnissen führt. Obgleich der Verfasser die Kosten der Lagerung der fertiggestellten (Teil-) Erzeugnisse nicht einbezogen hat, ergibt die Anwendung seiner Formel für die optimale Losgröße praktisch exakte Ergebnisse. Seine Formel für die Berechnung der optimalen Vorbereitungszeit ist dagegen nicht befriedigend, weil der Zeitaufwand für die Fertigung der eingesetzten Sonderproduktionsmittel nicht berücksichtigt worden ist und weil der Zeitaufwand regelmäßig kein Maßstab der Kosten ist.

Im 4. Hauptabschnitt „Grundlagen der Vorausbestimmung der Durchlaufzeit und des Liefertermins“ bleibt der Zeitbedarf der Konstruktion, der Materialbeschaffung und der Arbeitsvorbereitung außer Betrachtung. Als mögliche Bestimmungsgründe für die Durchlaufzeit der Fertigung werden Verkaufspreis, vorkalkulierte Fertigungslohnsummen, Intensität der Bearbeitung, Lohnsummenkurve und Vorausbestimmung der Betriebsbelastung untersucht. Dem Verfasser ist es gelungen, Ansatzpunkte und Grundlagen der Ablaufplanung zu erarbeiten.

Hermann Funke-Berlin

Agthe, Klaus: Die Abweichungen in der Plankostenrechnung. Freiburg i. Brsg. 1958. Rudolf Haufe Verlag. 165 S.

Standard-Plankostenrechnung und Prognose-(Budget-)Rechnung beruhen auf dem Prinzip der Ausnahme. Die erstere erfaßt die Abweichungen vom Normalen (Erstrebenswerten), die letztere die Abweichungen von den geplanten Ist-Kosten und Ist-Erträgen. Während der Verf. die Prognose-Rechnung nur am Rande streift, stellt er die Standard-Plankostenrechnung ausführlich dar. Er setzt sich kritisch mit den verschiedenen Lehrmeinungen und den in der Praxis üblichen Verfahren auseinander und kommt zu wohlbegründeten eigenen Entscheidungen. Die Abhandlung beruht auf der Anwendung einfacher Variatoren, die in einem für jede Kostenstelle aufzustellenden Kostenplan (vgl. S. 17), in welchem die Kostenarten zeilenweise aufgeführt werden, in einer besonderen Spalte hinter der Plankosten-spalte ausgewiesen werden. Wenn der Kostenverlauf unregelmäßig ist (gebrochener oder gekrümmter Verlauf, Sprungkosten), müssen für die betreffende Kostenstelle mehrere, gegebenenfalls bis zu zwölf Kostenpläne aufgestellt werden (vgl. S. 16 und 66 ff.).

Ein Vorzug der Schrift ist die Veranschaulichung des Textes durch Zahlenbeispiele, die sämtlich aus dem auf S. 17 dargestellten Kostenplan abgeleitet werden. Das Literaturverzeichnis zeichnet sich durch Vollständigkeit aus. Nicht überzeugend ist jedoch die Abhandlung in folgenden Punkten. 1. Bei der Wahl der Bezugsgröße der Basis-Plankosten entscheidet sich der Verf. für die wirtschaftliche Kapazität, also den Beschäftigungsgrad, bei welchem die Kostenrate ihren Kleinstwert erreicht (vgl. S. 42 ff.). Er lehnt die maximal erreichbare technische Kapazität als Bezugsgröße als nicht erstrebenswert ab, weil ihre Ausnutzung immer progressive Kosten zur Folge hätte. Da aber vom Verf. und meistens auch von der Praxis ein linearer Kostenverlauf unterstellt wird, liegt der Kleinstwert der Kostenrate bei der größtmöglichen Ausnutzung der technischen Kapazität. Auch bei einem gekrümmten oder gebrochenen Kostenverlauf kann infolge hoher Fixkosten die Kostenrate bis zur Erreichung der technischen Kapazitätsgrenze abnehmen. Obendrein ist nicht immer der Kleinstwert der Kostenrate erstrebenswert, sondern der Beschäftigungsgrad, bei welchem der optimale Erfolg erzielt wird, d. i. je nachdem der größte Gewinn oder der kleinste Verlust. Für die Bemessung der Kostenträgerkosten ist ohnehin die Verrechnung des Kleinstwerts der Kostenrate nicht geeignet, weil bei großer Zunahme der Bestände an halbfertigen und fertigen Erzeugnissen die hohen Gemeinkostenunterdeckungen, bei großer Abnahme der Bestände die hohen Gemeinkostenüberdeckungen das Betriebsergebnis verzerren. Da die Höhe der Sollkosten nicht durch die Wahl der Basis-Plankosten beeinflusst wird, ist es nicht einzusehen, weshalb die Basis-Plankosten nicht aufgrund der Normalbeschäftigung festgesetzt werden sollten. 2. Die vom Verf. erörterte und von der Praxis bevorzugte schwierige Zu-

rechnung der kostenstellenbedingten Verbrauchsabweichungen der Gemeinkosten (vgl. S. 141 ff.) sowie der ungedeckten Fixkosten (vgl. S. 144 ff.) auf die Kostenträger bringt keine zusätzlichen, für die Disposition fruchtbaren Erkenntnisse. 3. Zur Bestimmung der Preisuntergrenze ist nicht die Trennung der Plankosten der Erzeugnis-einheit in proportionale und fixe Anteile (vgl. S. 153) notwendig, sondern es kommt auf die Spaltung in aufschiebbare und nicht aufschiebbare Ausgaben an.

Hermann Funke-Berlin

Rechnungswesen im Dienste der Maschinenindustrie. Otto Schulz-Mehrin zum 80. Geburtstag. Frankfurt am Main 1959. Maschinenbau-Verlag. 61 S. 17 Abb.

Die großen Verdienste Schulz-Mehrins für die Entwicklung des Rechnungswesens im Maschinenbau werden von der gesamten Industrie anerkannt, und die Herausgabe einer Festschrift durch den VDMA zu Ehren seines langjährigen erfolgreichen Mitarbeiters ist allgemein freudig begrüßt worden. Den Schwerpunkt der Festschrift bildet die ausgezeichnete Darstellung des wichtigen Anteils des Jubilars an der Entwicklung des Kontenrahmens, des Betriebsvergleichs und besonders der Betriebsabrechnung seit dem Jahre 1925. Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Veröffentlichungen — leider ist die sehr beachtenswerte Schrift „Die kalkulatorischen Posten in der Kostenrechnung, Kalkulation und Ergebnisrechnung“, VDI-Verlag, Berlin 1943, nicht genannt worden — bezeugt die Vielseitigkeit seiner betriebswirtschaftlichen Interessen. Weniger befriedigt die Darstellung der Weiterentwicklung der Betriebsabrechnung über Schulz-Mehrin hinaus. Sowohl das Beispiel der innerbetrieblichen Leistungsabrechnung im BAB als auch der Versuch einer geschlossenen Kostenrechnung — beide Beispiele sind Fischer-Heß-Seebauer, Buchführung und Kostenrechnung, 5. Aufl. Leipzig 1942 entnommen — bezieht die Verwaltungs- und Vertriebsgemeinkosten auf die Herstellkosten der *hergestellten* Erzeugnisse mit der Folge, daß das Betriebsergebnis der Buchhaltung nicht mit dem Betriebsergebnis der tabellarischen Betriebsabrechnung übereinstimmen kann, weil es bei gleichen Zuschlags-sätzen aufgrund der Verrechnung der Verwaltungs- und Vertriebsgemeinkosten auf Basis der Herstellkosten der *abgesetzten* Erzeugnisse festgestellt wird (Schulz-Mehrin hat den gleichen Fehler gemacht). Die Zitierung dieser beiden Beispiele ist erstaunlich, weil bereits seit 1940 eine völlig einwandfreie geschlossene Kostenrechnung bekannt war, die durch Aufteilung der Betriebsabrechnung in einen BAB I „Kostenarten-Kostenstellenrechnung“ und einen BAB II „Leistungs-, Bestandsänderungs- und Ergebnisrechnung“ die Abrechnung beliebig vieler Erzeugnis- und Innenleistungsgruppen ermöglicht und die gleichmäßige Behandlung von Kosten und Leistungen gewährleistet (vgl. Funke, Die Betriebswirtschaft im Maschinenbau, 1. Aufl. Halle-Saale 1940). Die großen Fortschritte des Rechnungs-

wesens bis einschließlich Standard-Plankostenrechnung und Prognose-(Budget-)Rechnung werden kaum angedeutet.

Hermann Funke-Berlin

Stellung der Arbeitnehmer in der modernen Wirtschaftspolitik. Herausgeg. von Hans Bayer. (Internationale Tagung der Sozialakademie Dortmund.) Berlin 1959. Verlag Duncker & Humblot, 349 S.

Im Oktober 1958 fand in Dortmund eine internationale Tagung statt, deren Thema oben genannt ist. Die Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung lag in den Händen der Sozialakademie Dortmund. Zahlreiche Fachleute auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften und der sozialen Praxis sollten sich mit der Frage befassen, „wie die Mitwirkung der Arbeitnehmer an den Aufgaben der modernen Wirtschaftspolitik die moderne gesellschaftliche Wirtschaft beeinflusst“. Als besonders wichtig erschien der internationale Charakter der Veranstaltung. Wie denkt man in den einzelnen Industrieländern über dieses Problem? Welche Erfahrungen sind hier gemacht worden? Der Herausgeber hat dieses Thema, eigentlich ein Spezialthema, mit Recht für wert und wichtig für eine internationale Tagung gehalten. „Es geht um Sicherung dynamischer Stabilisierung der Wirtschaft und um Aufbau organischer Gemeinschaften zur Überwindung von Resignation, Entfremdung und Vereinsamung und um Überbrückung der Schichtengegensätze in der modernen Gesellschaft. Es geht um Sicherung lebendiger Demokratie; um Probleme einer Ordnung von unten her, die allein Freiheit und gesellschaftlichen Frieden auf die Dauer sichern kann.“

Die Tagung ging von einem grundlegenden Referat aus, das gewisse Leitgedanken und Ordnungsprinzipien entwickelte. Der Referent, Prof. Hans Bayer, gab anschließend einen Überblick über die sozialwirtschaftliche Situation in Deutschland, Österreich, England, Belgien, Holland, Schweden, Italien und der Schweiz. Der frühere Präsident des Deutschen Konsumgenossenschaftsverbandes, Hamburg, Dr. h. c. Henry Everling, stellte die Sozialwirtschaftspolitik unter den Gesichtspunkt der freien Gemeinwirtschaft. Hier, in der freien Gemeinwirtschaft, sei doch der gegebene Weg „zur Gestaltung einer profitlosen Wirtschaftsform im Zuge evolutionärer Entwicklung“. Bisher habe sich nur eine Minderheit der erwerbstätigen Bevölkerung mit dieser wirtschaftlichen bzw. wirtschaftspolitischen Idee vertraut gemacht. „Daß die organisierte Arbeiterschaft in ihren eigenen Unternehmungen das wirksamste Mittel besitzt, gemeinsames Eigentum an den Produktionsmitteln in nahezu unbegrenzter Höhe zu erwerben, daß sie dazu weder Staatshilfe noch Unternehmerhilfe bedarf, ist erst von einem Bruchteil erkannt und praktiziert worden.“

Ist man wirklich der Meinung, daß sich die Verhältnisse in dieser Beziehung ändern werden? Das Verhalten der Arbeiterschaft, die vor allem an steigenden, mindestens festen Reallöhnen, und an sicherer Beschäftigung interessiert ist, steht diesem Wunschgedanken entgegen. Die zitierte Resignation der Arbeiterschaft, ihre Ohnmacht im Wirt-

schafts- und Sozialgeschehen dürfte doch nur in bestimmten Situationen bestehen. In einer Zeit voller und lohnender Beschäftigung gilt „der oft gehörte Satz“ nicht: „Der kleine Mann ist immer der Dumme.“ Die Begründung von Institutionen zur Mitwirkung der Arbeitnehmerschaft in Fragen der Wirtschaftspolitik würde kein großes Interesse an Mitwirkung und Mitverantwortung wecken. Bayer weist selbst mit Nachdruck auf die menschliche Haltung und die Aufgaben der Bildungsarbeit. Hans Gottfurcht, stellv. Generalsekretär des Internationalen Bundes freier Gewerkschaften, Brüssel, legt noch größeren Akzent auf die „Ausbildung einer angemessenen Zahl qualifizierter Funktionäre“: „Die Mitbestimmung hat nur dann einen Sinn, wenn sie einen wirklichen Erfolg auf wirtschaftlicher Ebene herbeiführen kann.“

Auch in den Länderberichten wird in dankenswerter Deutlichkeit auf die Pflichten und zunehmenden Verpflichtungen hingewiesen, die die Arbeiterschaft mit dem Recht wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Mitwirkung eingeht. Im allgemeinen beschränken sich die Aufgaben der Fabrikräte, Betriebsräte oder sonstiger innerbetrieblicher Kontaktorgane auf die soziale Ordnung. Kein verantwortlich denkender Mensch dürfte eine Ausbildung dieses Betätigungsfeldes auf das wirtschaftliche Gebiet ablehnen, wenn diese Tätigkeit zur Steigerung der Leistungsfunktion des Betriebes beiträgt. Von französischer Seite wurde auf die Gefahr einer kommunistischen Infiltration bei einer weitgehenden Mitwirkung der Belegschaft an der Betriebsgestaltung hingewiesen. Wieder also ist das wesentliche Problem die Haltung der Arbeiterschaft, ihr wirtschaftliches Verantwortungsbewußtsein oder ihr politisches Machtstreben.

Den Abschluß des Buches bilden die Berichte aus außereuropäischen Ländern, aus USA und Indien. Prof. Dr. Pandit Tarachand Roy hebt vor allem die menschlichen Gesichtspunkte der sozialwirtschaftlichen Probleme hervor. In geistiger Hinsicht könne Indien der Welt viel geben.

In dem Schlußwort zur Diskussion stellte Hans Bayer fest: „Die Berichte aus allen Ländern zeigen übereinstimmend, daß es nicht nur auf das Wissen um die Zusammenhänge, sondern ebenso auf die Haltung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern ankommt.“ Die Tagungsberichte geben eine wertvolle Übersicht über das im Mittelpunkt stehende Spezialproblem, zugleich aber auch über internationale Fragen der modernen westlichen Wirtschaft und der politischen Bildung. Ein Buch in gleicher Weise interessant und wichtig für Praktiker, Studierende und Forscher.

Herbert Schack-Berlin

Weddigen, Walter, Die Behandlung der saisonalen Arbeitslosigkeit im Rahmen des Versicherungsschutzes gegen Arbeitslosigkeit. (Sozialpolitische Schriften, Heft 8.) Berlin 1957. Verlag Duncker & Humblot. 142 S.

Wie die Arbeitslosigkeit und ihre Versicherung nach Erreichen der Vollbeschäftigung eingeschätzt worden sind, ergibt sich schlagend daraus, daß in Verbindung mit der Rentenreform die Beiträge zur Versicherung ermäßigt und die Arbeitslosenunterstützung heraufgesetzt wurde. Die Arbeitslosigkeit war auch 1956 beinahe ausschließlich noch saisonaler Art; im Winter 1957/58 breitete sich aber diese regelmäßig wiederkehrende Belastung des Arbeitsmarktes im Vergleich zum Vorjahre unerwartet aus. So verschlang allein die Bauwirtschaft als Hauptrepräsentantin der Saisongewerbe rund 400 Millionen DM an Unterstützung, wovon sie selbst pro Jahr lediglich etwa 130 bis 140 Millionen DM abdeckte. Weddigen geht in seiner „Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege“ zwar in Kürze auf die keineswegs jetzt erst als ungerecht empfundene „Subventionierung der Saisongewerbe durch die übrigen Gewerbezweige“ mit der Feststellung ein, daß mittels des Verfahrens vor allen Dingen der so oft berufene „Solidaritätsgrundsatz“ arg strapaziert werde. Angesichts der gekennzeichneten Entwicklung, die in der Versicherungsrechnung den ständigen Einnahmeüberschuß in einen Fehlbetrag verwandelte, muß man jedoch noch mehr als bislang auf die in dem vorliegenden Gutachten erarbeiteten Vorschläge begierig sein. Der Leser wird auch nicht enttäuscht, die Schrift enthält, vorweg bemerkt, in knapper Form eine wohl komplette Geschichte des Versicherungsschutzes saisonaler Arbeitslosigkeit. Vorausgeschickt sind der Apotheose nämlich eine Rückschau auf die deutsche Behandlung des Spezialfalles in der Arbeitslosenversicherung bis 1945, ein Abriss der verschiedenartigen Regelungen im Ausland und sodann die Beleuchtung nebst Kritik von Westdeutschlands Lösungsversuchen in der Nachkriegszeit, sei es durch Ausfallunterstützung, durch Schlechtwetter- und Lohnausgleichskassen, durch Eingliederung der Versicherung der Saisongewerbe in die zuständigen Berufsgenossenschaften sowie durch Maßnahmen zur Verlängerung der Winterarbeit. Ungeachtet der erforderlichen Intensivierung technischer Vorkehrungen durch die Unternehmer könnte eine „kontinuierliche Bautätigkeit“ insbesondere über „eine gleichmäßigere Bauvergabe“ vornehmlich der öffentlichen Hand erzielt werden. Eine „Herausnahme der Saisongewerbe aus der allgemeinen Arbeitslosenversicherung“ empfehle sich indessen nicht, und da eine „Beitragsdifferenzierung“, die wegen des größeren Risikos saisonaler Arbeitslosigkeit „grundsätzlich zu fordern“ sei, auf Schwierigkeiten stoße, der Bauarbeiter überdies zu der erhöhten Arbeitslosenunterstützung noch einen Zuschuß aus der „tarifvertraglich begründeten Lohnausgleichskasse“ beziehe, rät der Verfasser, daß der Arbeitgeber statt der seitherigen Zahlungen an die Lohnausgleichskasse wöchentlich für jeden während einer Woche tätigen Arbeiter einen Betrag von insgesamt 4 DM an die Arbeitsverwaltung gegen Marken entriche, die in eine „Schlechtwetterkarte“ der einzelnen Beschäftigten geklebt werden müßten. Der Vorteil dieses Planes besteht ohne Frage in einer „weitgehenden finanziellen Entlastung der Arbeitslosenver-

sicherung“, gegenüber der das errechnete Mehr an Aufwand des Arbeitgebers, gemessen am „Jahresbauvolumen“, kaum ins Gewicht fallen dürfte.

Arthur Dissinger-Ravensburg

Wirth, William: Die schweizerischen Heilbäder im Dienste der Sozialpolitik. (Schweizerische Beiträge zur Verkehrswissenschaft, herausgegeben von K. Krapf und H. R. Meyer, Heft 53.) Bern 1959. Verlag Stämpfli & Cie. XX, 181 S.

In dieser Dissertation folgt dem Sichten der Korrelation der Sozialen Balneologie zur allgemeinen Gesundheitspflege einerseits und zum Fremdenverkehr andererseits ein Rundblick auf die Bedeutung des schweizerischen Heilbäderwesens. Die weiteren Kapitel sind den sich in den Kurorten aus dem Nebeneinander von Privat- und Sozialsektor ergebenden Problemen sowie der von den öffentlichen und privaten Institutionen gepflogenen Bäderpolitik gewidmet. Abschließend werden die derzeitigen wie auch die projektierten Volksheilbäder in der Schweiz kritisch durchleuchtet. Umfassende Literaturnachweise und tabellarische Übersichten über Verbreitung und wirtschaftliche Auswirkung von Rheumaerkrankungen, darunter auch deutsche Ermittlungen, vervollständigen die Schrift zu einer geeigneten Informationsquelle.

Arthur Dissinger-Ravensburg

Grundgesetz. Loseblatt-Kommentar von Dr. Theodor Maunz, o. Professor an der Universität München, derzeit Bayrischer Staatsminister für Kultus und Unterricht, und Dr. Günter Dürig, o. Professor an der Universität Tübingen und Mitglied des Verwaltungsgerichtes Baden-Württemberg. 3. Lieferung. München und Berlin 1960. Verlag C. H. Beck. 250 S.

Diese 3. Lieferung des großen Kommentars von Maunz und Dürig erläutert die Artikel 20, 21, 31, 70 bis 72, 76 bis 82 und 103 des Grundgesetzes. Das Schwergewicht liegt dabei auf der Kommentierung des staatsrechtlich besonders wichtigen Gesetzgebungsabschnittes. Von aktuellem Interesse und wichtig für die Diskussion um den Entwurf eines Parteiengesetzes ist der Kommentar zu dem Artikel 21. Abgeschlossen wird die Lieferung durch eine Erläuterung der in Artikel 103 enthaltenen Prozeßgrundsätze: „rechtliches Gehör“, „nullum crimen, nulla poena sine lege“, „ne bis in idem“. Es wird dabei versucht, den Auswirkungen des Grundgesetzes auf allen Gebieten der Rechtsordnung nachzugehen. Erfreulich zu hören, daß dieser große, durch die 3. Lieferung bereits auf 820 Seiten angewachsene Kommentar bald durch weitere Lieferungen ergänzt und schon in naher Zukunft zum Abschluß gebracht werden soll.

Georg Jahn-Berlin